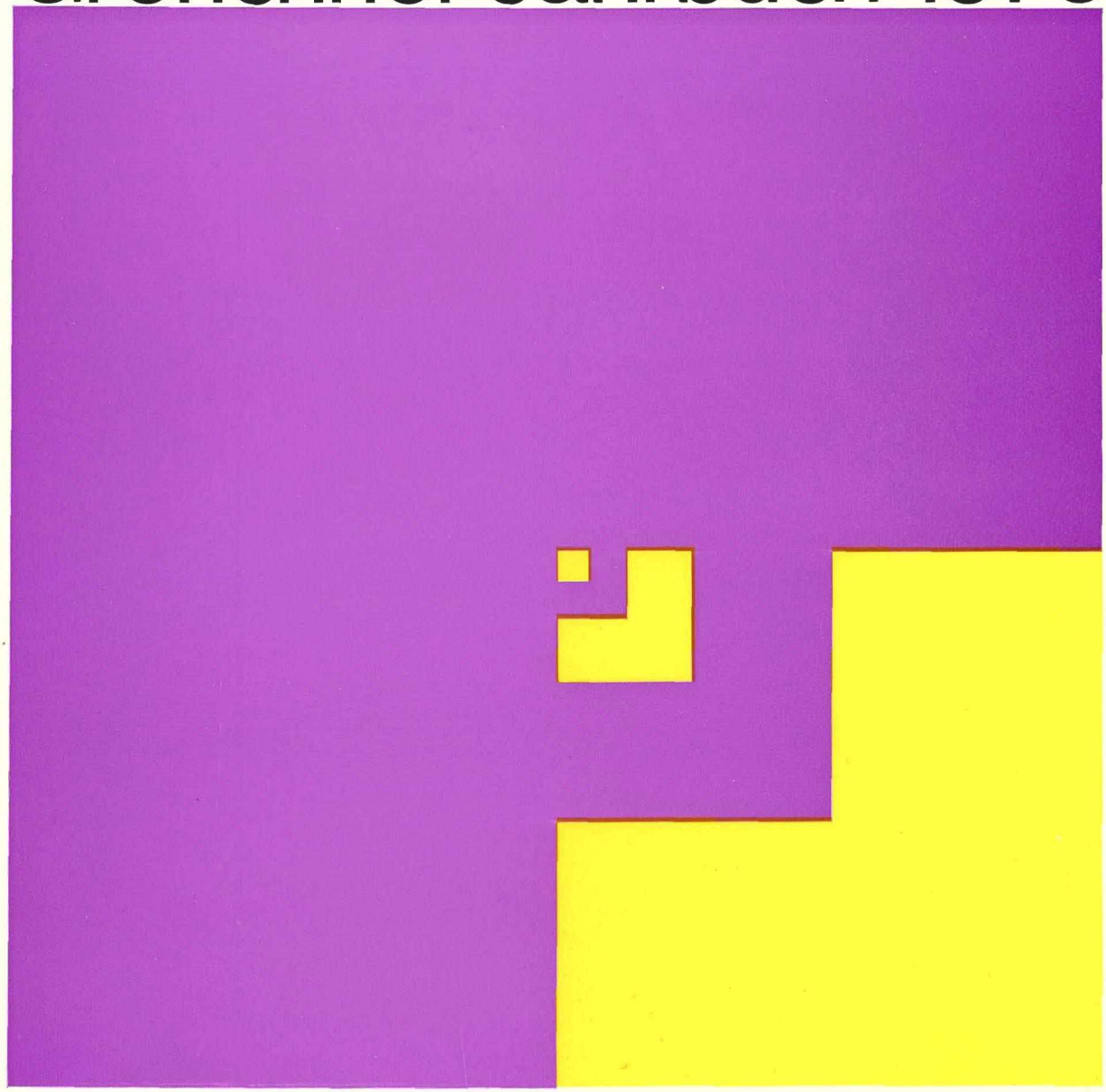
Grenchner Jahrbuch 1975



Grenchner Jahrbuch 1975

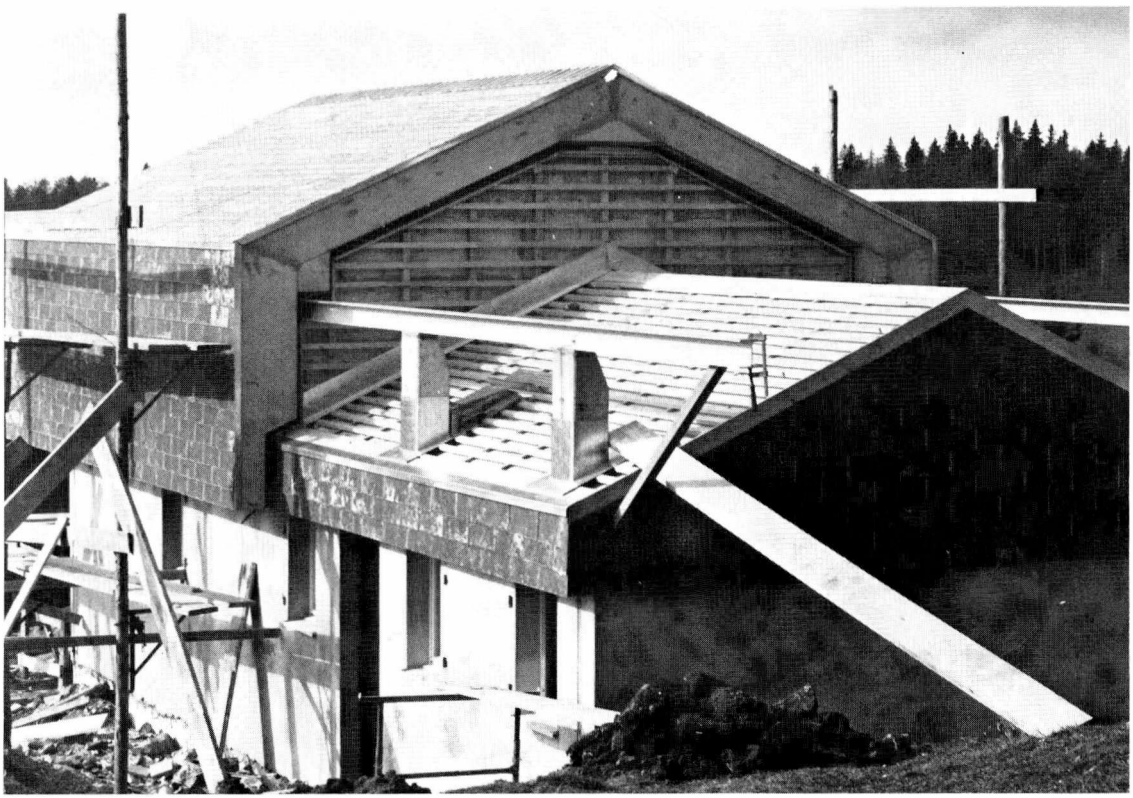
Herausgeber:
Kulturkommission der Stadt Grenchen
im Auftrag der Einwohnergemeinde

Das aktuelle Stadtbild



Erich Wolf

Jura-Sternwarte Grenchen



Wer heute auf die Grenchenberge geht, findet rechts vom Berggasthof Untergrenchenberg ein neues Gebäude. Auch bei nur flüchtiger Betrachtung fällt einem das Eigenartige an diesem Gebäude sofort auf: Es ist nicht eingeschoßig und nicht zweigeschoßig, weist aber in seiner Längsrichtung eindeutig eine auffällige Dachabstufung auf, hat wenig Fenster, schwere Eisenschienen überspannen das niedrigere Dach ... Es ist die Jura-Sternwarte Grenchen, die im Jahre 1975 erbaut werden konnte. Die Sternwarte steht heute in der Juraschutzzone. Ohne Not dürfen dort keine neuen Bauten errichtet werden. Niemand weniger als der Regierungsrat selbst muß in solchen Fällen eine Ausnahmebewilligung erteilen. Es gilt daher vorerst sowohl die Grundeigentümerin, die Bürgergemeinde Grenchen, als auch den Regierungsrat von der sachlichen Notwendigkeit des gewählten Standortes zu überzeugen. Für den Astronomen ist dies eine Leichtigkeit. So weiß man zum Beispiel heute aus der Forschung, daß bei fortwährender gleichbleibender Luftverschmutzung bis in zehn Jahren mit einem Verschmutzungs- und Dunstnebel bis in eine Höhe von 800 m ü.M. gerechnet werden muß. Schon für den seriösen Amateur-Astronomen bedeutet dies ein praktisch nicht mehr zu überwindendes Hindernis. Dazu kommt entscheidend, daß das Aaretal in der Gegend Grenchens im Verlaufe eines Jahres regelmäßig während Monaten nebelverhängt ist. Der heutige Standort auf über 1300 m ü.M. ist daher sehr günstig, und seine Bewilligung zeugt insbesondere von der großen Einsicht der Bürgergemeinde Grenchen auch in nicht besonders alltägliche Problemkreise.

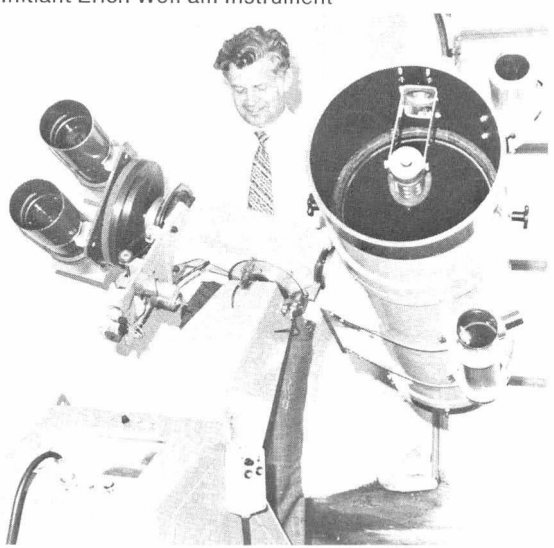
Ein ganz besonderes Hindernis bedeuteten die hohen Kosten für die Errichtung dieses Gebäudes. Der Kostenvoranschlag des Architekten lautet auf Fr. 215 000.—, und nach nur unbedeutenden Abstrichen erreicht die Summe immer noch fast die 200000-Franken-Grenze. Dem Initianten der Sternwarte gelang es aber in verhältnismäßig kurzer Zeit, derart viele Interessenten für eine Beteiligung an den Kosten zu finden, daß der Bau schnell begonnen und ohne Unterbruch beendet werden konnte. Rechtsträger der Sternwarte ist heute eine Stiftung. Sie kam dank der kräftigen und spontanen Hilfe der Einwohnergemeinde der Stadt Grenchen, des Staates Solothurn und der im Vorstand des Industrieverbandes Grenchen vertretenen Firmen zustande. Daneben haben aber noch eine Reihe weiterer Personen und Firmen in recht beachtlichem Umfang mitgeholfen. Nicht zu vergessen sind schließlich alle am Bau beteiligten Firmen, die auf ihren Offertbeträgen für Arbeit und Material rund 30 % abstreichen mußten.

In der ersten Hälfte des Jahres 1976 wollen die Initianten dieser Sternwarte, Gerhard Klaus, Bezirkslehrer, und der Schreibende, Rechtskonsulent der Einwohnergemeinde Grenchen, die Instrumente einbauen. Der von mir konstruierte Newton-300/1650-mm ist zum Einbauen fertig. Er ist in Rektaszension und Deklination mit motorischer Feinkorrektur und Schnellgang ausgerüstet. Die Schmitt-Kamera 450/300/1000 mm, es wird die drittgrößte in der Schweiz sein, ist in Deutschland gebaut worden und konnte zu einmalig günstigen Bedingungen erworben werden. Herr Klaus hat sie vom Starkstrom auf Schwachstrom umgebaut. Der Coelostat des Sonnenteleskopes mit einer Brennweite von 2400 mm stellt wiederum eine Eigenkonstruktion dar und wurde im wesentlichen von den Firmen Gebrüder Lehmann, Präzisionsmechanik, und Baumgartner Frères erstellt.

Wenn die Sternwarte im Sommer 1976 eröffnet wird, werden wahrscheinlich noch viele Hilfsinstrumente fehlen, wie Filter, Blenden, Objektive, Okulare, Umlenkspiegel, elektronische Bildaufnahmekameras, Tonbildschau usw. Bei günstigen Kaufgelegenheiten dürften etwa 15 000 Franken hiefür ausgelegt werden müssen. Die Initianten hoffen, daß sich auch hiefür noch Stifter finden lassen werden.

Die Initianten wie die Stifter sind stolz auf die Grenchner Jura-Sternwarte. Durch Flüsterpropaganda sind bereits heute Amateur-Astronomen von Schweden bis nach Südfrankreich auf Grenchens Sternwarte aufmerksam geworden. Sie warten auf ihre Inbetriebnahme und auf die Erlaubnis, darin arbeiten zu dürfen, ist es doch für die Amateure nicht alltäglich, daß ihnen auf so großer Meereshöhe noch eine sehr gut eingerichtete Sternwarte zur Verfügung steht.

Initiant Erich Wolf am Instrument



Ganz besonders aber muß der Grenchner wissen, daß die Jura-Sternwarte so etwas wie s e i n e Sternwarte ist. Sie soll den Schulen und dem Publikum für Demonstrationen, Beobachtungen und Kurse zur Verfügung stehen. Vielleicht wird die Sternwarte auch mithelfen, uns Menschen das Staunen zu lehren über die unvorstellbare Kraft und Macht, die den Gang der Gestirne seit Milliarden von Jahren in Bewegung hält. Vielleicht wird dem einen oder andern Beobachter bewußt werden, wie klein und unbedeutend wir Menschen vis-à-vis der Gesetze und der Ewigkeit des Weltalls sind. Schließlich sind Lage und Ausrüstung der Sternwarte geeignet, den Namen Grenchens weit über seine Grenzen hinaus zu tragen, gehört doch die Jura-Sternwarte Grenchen zu den bestausgerüsteten Volksschulsternwarten. Sie wird in den Amateur-Fachkreisen weit über die Landesgrenzen hinaus Beachtung finden.


KAUS

Rainer W. Walter

Ferdinand Kaus – der Maler mit dem Schalk im Knopfloch



Spätestens seit dem 27. September des vergangenen Jahres weiß man es: Ferdinand Kaus ist wieder da! Was bei Sportlern und Politikern (öfters) gilt, bei Ferdinand Kaus traf das Gesetz vom «The never come back» nicht zu. Die am 27. September 1975 im Alten Migros eröffnete Ausstellung mit seinen Werken aus der jüngsten Zeit bewies, daß Ferdinand Kaus nach einer Periode der Ruhe mit ungebrochenem Elan, mit künstlerischer Schaffenskraft erneut auf die Kunstszene tritt.

Am 4. September 1908 wurde Ferdinand Kaus in Grenchen geboren. Hier besuchte er die Primar- und Bezirksschule, und von hier aus fuhr er an die Kantonsschule Solothurn. Nach kurzer Zeit zog es aber den jungen Mann nach Vevey, wo er winters über die Ecole des Arts et Métiers besuchte, im Sommer aber beim Balsthaler Malermeister Deubelbeiss die praktische Alltagsarbeit eines Malers in ihrer ganzen Vielfältigkeit kennen lernte. Damals schon traten nicht nur seine Talente als Künstler und Maler zutage, sondern in gleichem Maße auch seine Begabung für den Gesang. Um auch diese Seite seiner Fähigkeiten zu fördern, nahm damals Ferdinand Kaus Gesangsstunden bei der Solothurner Kammersängerin Kämpfert. Nach der Vevey-Zeit zog Ferdinand Kaus nach München



Dieses Ölgemälde entstand 1931 in Paris und zeigt deutlich die damalige Gestaltungsart des Künstlers.

Das Blatt «Figur» war an der 1. Internat. Triennale von Grenchen zu sehen. Es führte schließlich dazu, daß man auch in Wien auf die Arbeiten des Grenchners aufmerksam wurde.



an die Staatsschule für Angewandte Kunst. Unter vielen Bewerbern wurde er ausgewählt, sich an dieser bekannten Schule weiterzubilden. Einer seiner Lehrer war der Professor Klein, der später als Nazi-Kunstpapst eine gar unrühmliche Rolle spielen sollte.

In München sah sich Ferdinand Kaus vor die Entscheidung gestellt, ob er sich als Maler oder Sänger etablieren wolle. Neben seiner künstlerischen Arbeit nahm er Gesangsunterricht beim Bariton Gustav Bley. Ferdinand Kaus entschied sich dann für die Malerei, ohne aber seine große Liebe zum Gesang zu verleugnen, wie wir noch sehen werden. Nach der glänzend bestandenen Abschlußprüfung zog er als seinem künftigen Schwager Otti Reinhart auf Wanderschaft. Man schrieb damals das Jahr 1930, und überall herrschte große Arbeitslosigkeit.



Leicht und beschwingt schildert das Bild, das auf Sizilien entstand, den Eindruck des Künstlers vom Leben der Bewohner dieser Insel.

Und weil die beiden Schweizer im süddeutschen Raum keine Arbeit finden konnten, zogen sie wieder in ihre Heimat zurück.

Der Künstler als Hauptmann

Wie viele Künstler der damaligen Zeit lehnte Ferdinand Kaus den Krieg ab, bezeichnete sich als Pazifist und wurde auch während einiger Jahre vom Militärdienst zurückgestellt. Von der Notwendigkeit, sich in dieser Zeit der drohenden Nazi-Gefahr zum Militärdienst zu melden, wurde der Künstler überzeugt, als er in Worms die dort stationierten Regimenter Frankreichs sah. Nach einem Zwischenhalt in Basel, wo er im Rheinhafen Schlepper und Rheinkähne strich, absolvierte er 1930 in Liestal die Rekrutenschule, anschließend die UO und dann die Aspirantenschule. Später, es war bereits das Kriegsjahr 1939, sahen wir Ferdinand Kaus wieder in Uniform. Als Hauptmann führte er die Geb Kp



Die jüngste Arbeit Ferdinand Kaus' ist diese Keramik-Plastik. Ihre eigenwillige Form und die technische Perfektion bestechen gleichermaßen.

4/90 und war mit seinen Leuten im Voralpengebiet stationiert. Gegen Kriegsende übernahm er das Kommando der Basler Kp IV/53. Als interessantes Detail zur Militärdienstzeit von Ferdinand Kaus ist anzufügen, daß die beiden heutigen solothurnischen Regierungsräte Dr. Alfred Wyser und Rudolf Bachmann und der Direktor der Kantonalbank, Prof. Dr. Hugo Allemann, unter seinem Kommando ihre Leutnantsjahre abverdienten.

Zwischen Südfrankreich, Paris, Sizilien und Grenchen

Von allem Anfang an war Ferdinand Kaus ein vielseitiger Künstler, ein Mann, der stets nach neuen Eindrücken suchte. Bereits während seiner Münchner-Zeit wirkte er bei der Bavaria-Filmgesellschaft als Dekorateur und Statist mit. An der Staatlichen Kunstschule vertiefte er sich auch in die Geheimnisse der Keramik-Kunst und erwarb sich Kenntnisse, die er heute wieder in seinen neuesten Arbeiten noch vollendeter zum Ausdruck bringt.

In den Jahren zwischen 1931 und 1938 arbeitete Ferdinand Kaus in Paris, Südfrankreich und vor allem auf Sizilien. Die zwei Jahre auf der Mittelmeerinsel, die dort herrschenden intensiven Farben, das Licht und der Reichtum der Formen prägten den Künstler, wie vielleicht nur noch die Landschaft des Leberberges. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß Ferdinand Kaus Sizilien mit seiner Holzschnitt-Mappe ein eindrückliches Denkmal schuf. In den gleichen Dreißigerjahren ist der aktive Künstler auch in seiner Heimat Grenchen zu sehen. Als Gewerbelehrer arbeitet er mit künftigen Malern, Zahnärzten, Steinhauern und Fotographen, die bei ihm Unterricht im Zeichnen und Modellieren erhalten.

1936 starb der Vater, und Ferdinand Kaus übernahm das Geschäft, bis es sein Schwager weiterführte. Obschon er damals bereits einen guten Ruf als Künstler besaß und auch zahlreiche Arbeiten in Grenchen übertragen bekam,



Eine für das Schaffen von Ferdinand Kaus typische Arbeit, die den Titel «Maske» trägt.

interessierte ihn stets wieder die Kunst als Ganzes. Am Stadttheater Solothurn arbeitete er gleichzeitig als Statist, Sänger und Gestalter der Dekorationen. Der damalige Theaterdirektor Delsen organisierte für ihn eine Ausbildungsmöglichkeit in Wien. Die Übernahme des elterlichen Geschäftes und der Ausbruch des Weltkrieges machten es ihm aber unmöglich, diese Offerte anzunehmen.

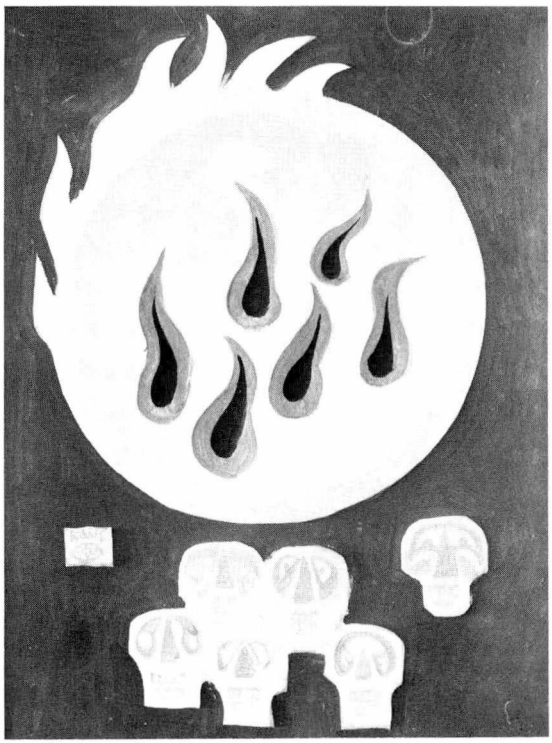
An der 350-Jahre-Feier von Nidau wirkte Ferdinand Kaus als Bassist im großen von Albert Jenni komponierten Festspiel mit. Mit ihm war in Nidau ein weiterer Grenchner, der Tenor Ernest Baur in Aktion. Dieser Ernest Baur besaß in Grenchen ein Hutgeschäft und ließ sich als Sänger ausbilden. Zuletzt war der große Sänger Lehrer an einem der Konservatorien von Lausanne oder Genf.

Zahlreiche Arbeiten

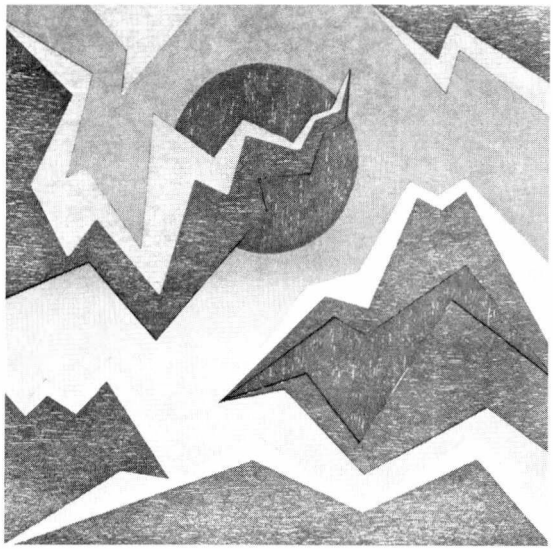
Einen großen Ruf genoß der Künstler Ferdinand Kaus als Dekorationsmaler. Leider ist diese Kunst heute in den modernen Häusern weniger gefragt. Doch was da und dort aus jener Zeit noch zu sehen ist, sind Arbeiten von Ferdinand Kaus, die von einer souveränen Beherrschung des Materials und von einem starken Empfinden für das Echte Zeugnis ablegen. Die Male-



Die große Musikalität des Künstlers kommt in dieser Guache «Sommernacht» ausgeprägt zum Ausdruck.

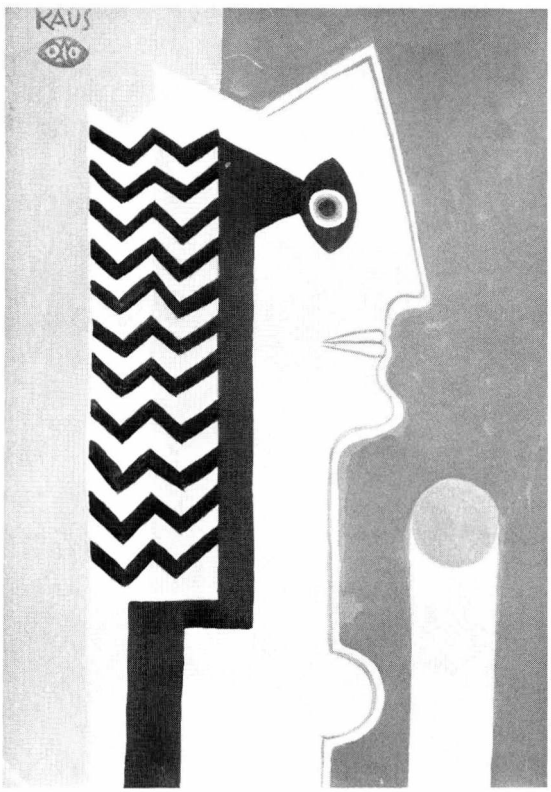


Sonnenuntergang am Mekong



Aus der Mappe «Lava» stammt dieser in den Farben und Formen gleichermaßen beeindruckende Holzschnitt.

Von einer strengen Komposition und klaren Gestaltung legt diese Arbeit Zeugnis ab.



reien Ferdinand Kaus in der christ-katholischen Kirche und an der alten Mühle, sie gehören der Vergangenheit an, und auch die lebensfrohen, verspielten Gestalten in der Alten Turnhalle an der Lindenstraße werden nicht überleben. Geblieben ist das markante Wappentier und Schild des Hotels Löwen, geblieben auch als zeitgenössisches Dokument die gemalten Reklametafeln an der Kirchstraße.

Als echtes Organisationstalent half Ferdinand Kaus die Grenchner Grafik-Triennale gründen, arbeitete im UOV als Übungsleiter und stellte sich immer wieder der Faschingszunft zur Verfügung. Es gibt Fasnächtler, die als besondere Kostbarkeit eine Plakette von Ferdinand Kaus ihr eigen nennen. Hier in Grenchen, wo der Jura und das Mittelland zusammenstoßen, wo welsches und alemannisches Element sich trifft und sich vermengt, hier ist Ferdinand Kaus daheim. Die Mentalität des Grenchner Volkes, dessen Ernst und Unbekümmertheit zugleich

sind es, die die Kunst und den Schalk eines Ferdinand Kaus gedeihen lassen.

Die Kunst des Ferdinand Kaus

Es ist vielleicht gar nicht so abwegig, daß die Kunstkritiker in Wien anläßlich der Wiener Juni-Festwochen auf die Kunst Ferdinand Kaus aufmerksam wurden. Prof. Jorg Lampe, der Arbeiten von Ferdinand Kaus an der 1. Triennale von Grenchen gesehen hatte und in einer Wiener Zeitung seinem Erstaunen Ausdruck verlieh, weshalb diese Arbeiten nicht mit einem zweiten Preis ausgezeichnet wurden, führte am österreichischen Radio in einer Sendung über Ferdinand Kaus unter anderem folgendes aus:

«Die fünf Temperablätter in der Mitte der Längswand des Foyers geben hier ein anschauliches Beispiel. Da fangen mit einem Male die scharf gezogenen Konturen von früher zu schwingen, sich einzubuchten und gelegentlich sogar sich aufzulösen an, weil sich die Gesamtgebilde in Zellen und Kraftfelder zu zergliedern und derart völlig neu zusammenzufügen die Absicht haben. Es kommt etwas Organisch-Wachstumsmäßiges in die Blätter, die als Bildideen eine Blüte, eine Orchidee, das Nächtliche, einen Nachtvogel und einen jungen Hahn zum Vorwurf haben. Diese Themen kommen, auf die neue und lockere Art gestaltet, mit einer fast noch geheimnisvolleren Eindringlichkeit zum Ausdruck und zur Geltung, als das bei der strengen Art von Kaus der Fall war, obgleich auch unter den früheren Arbeiten, unter den seltsamen Gestalten, bei der «Sitzenden», der «Figur unter dem Blütenbaum» und andern — besonders aber immer wieder bei den drei farbigen Holzschnittfiguren — solche von geradezu magischer Wirkung sind.»

An den Grafik-Ausstellungen in Liubliana und Grenchen stießen die Holzschnitte des Künstlers auf das lebhafte Interesse der internationalen Kunstwelt. Man sah in ihm vor allem den Künstler, der die Probleme von der Wurzel her anpackte, der sich auf die Ursprünge zurückbesann.

«Jeder Strich wird festgelegt, nichts dem Zufall überlassen, und wenn ich tausend Entwürfe brauche», faßte uns Ferdinand Kaus das Grundrezept seines künstlerischen Erfolges zusammen. Noch heute reibt Ferdinand Kaus die Farben selber, experimentiert, sucht . . . und sucht nochmals. Zäh, verbissen und rastlos setzt er sich mit den technischen Problemen auseinander. «Jede neue Konzeption braucht ihre eigene Technik, sonst ist sie leblos und unwirklich.» Eigene grafische Techniken wurden und werden noch immer entwickelt, und eine eigene, unverfälschte Handschrift wird in jeder Arbeit, sei sie nun ein Wandgemälde, ein Holzschnitt oder ein Ölgemälde, sichtbar.

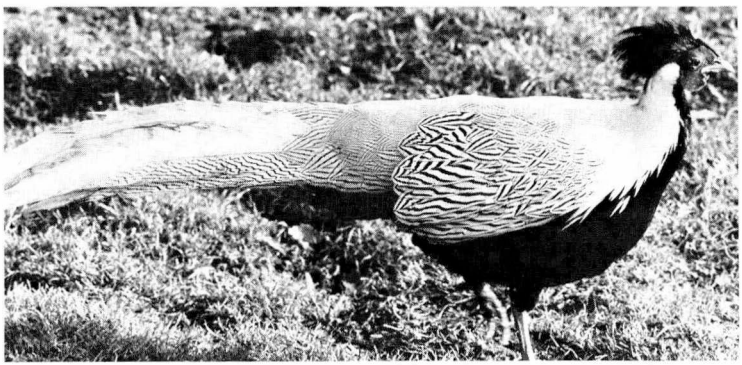
In seinem Atelier in der Landschaft von Balm bei Günsberg arbeitet Ferdinand Kaus. Zurzeit gestaltet er Keramik-Plastiken, die in ihrer Form und ihrer in langen und geduldigen Versuchen entwickelten Brennmethode ganz und gar die Prinzipien des Künstlers Ferdinand Kaus widerspiegeln.

Und wenn wir uns mit den Arbeiten des Künstlers auseinandersetzen, so entdecken wir in jeder seine große Huldigung an die Schönheit, an das Tänzerische, entdecken den Schalk, der zwischen einer Blattrosette kauert oder im Hintergrund verschmitzt lächelt, wir entdecken die vielen Geschichten, die Ferdinand Kaus zu erzählen weiß, seine Liebe zu Grenchen. Und immer und immer wieder fühlen wir, daß hier ein Künstler am Werk ist, der bewußt gestaltet und der täglich um eine harmonische und vor allen Dingen ehrliche Kunst ringt. Eine Kunst, die mit ihrem tiefen Ernst, ihrer Freude und ihrem überaus liebenswürdigem Schalk für uns so wichtig ist.

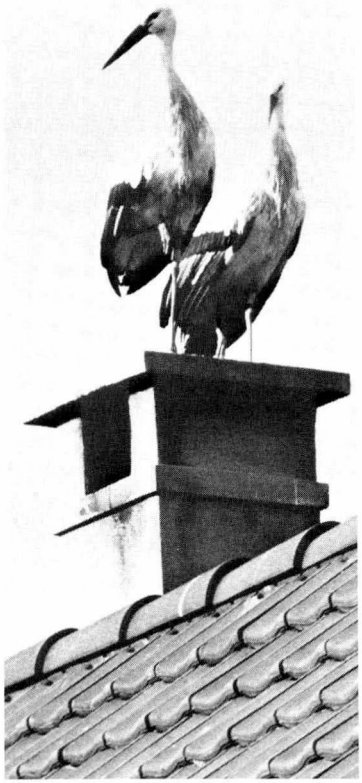
Peter Zurschmiede

Hans Schelker
Storchenvater in Staad









Die Liebe zu den Tieren kommt bei Hans Schelker nicht von ungefähr. Sie zeigte sich schon während seiner Bubenzeit in Breitenbach, wo er im Niemandsland an der Lüssel Futterstellen errichtete und ein kleines Reservat unterhielt. Selbstverständlich besaß er auch daheim Kleintiere, Kaninchen und Meerschweinchen. Sein Vater achtete konsequent darauf, daß sie gut versorgt wurden.

1948 kam der Polizist Hans Schelker nach Grenchen, hielt sich wiederum an der Bettlachstraße seine Kleintiere, konnte 1962 sein Haus, 1964 sein erstes Gehege in Staad bauen, das 1965 vergrößert wurde und seine jetzige Form erhielt. Das entband ihn jeglicher Fragerei, was er mit der Freizeit anfangen könnte. Von den 93 Ferientagen, die einem Polizisten zugestanden werden, investiert er 60 im Kleintiergarten. Und was da kreucht und fleucht, ist in seiner Vielfalt eigentlich erstaunlich. Auffällig sind da einmal die Störche, die 1966 ihre ersten Jungen bekamen. Seither haben sich einige flüggegewordenen Tiere selbständig gemacht. Blickfänge sind aber auch Silber-, Gold- und Diamantfasan, der Jagd-, der Königs-, der Blauohr-, der mongolische Fasan. Im Gehege tummeln sich Truten, Enten, Gänse, Kraniche, Pfauen, Fischreiher, jagen sich verschiedene Kaninchen- und Hühnerarten nach, schwirrt eine zahmgewordene Krähe, der «Joggeli», durchs Geäst.

Das alles — und es wurde beileibe nicht alles erwähnt — will auch gefüttert sein. Im Jahr schlucken die Störche zwei Tonnen Fische, finden zwei Tonnen Mehl Abnehmer und rund zwei Tonnen Kerne werden gepickt. Das kostet um die 3000 Franken. Darum ist es auch erfreulich, daß alle die Storchenbatzen, welche die Grenchner Schüler Jahr für Jahr zusammentragen, dem Kleintiergarten von Hans Schelker zufließen.

Hans Schelker sorgt aber nicht nur für seine eigenen Tiere; immer wieder werden ihm auch verletzte gebracht, handle es sich nun um Hasen, Krähen, Rehe, Tauben, Möven, Bussarde oder Eichhörnchen, die nach angepaßter Pflegezeit sich wiederum der Freiheit erfreuen können. Sogar von Tierärzten werden ihm Schützlinge zugewiesen, und wenn das Telefon läutet, steht oft ein Ratsuchender auf der andern Seite des Drahtes, der wissen möchte, was seinem Liebling, sei es ein Goldfisch oder eine Schildkröte, fehlen könnte.

Man zweifelt oft daran, ob es in der heutigen Welt noch Idealisten gebe. Hans Schelker dürfte doch noch zu ihnen gehören.

Rolf Max Kully

Der Rastplatz

Ein unfreundlicher Juniabend. Kalt wie November. Im Kamin brannte ein Feuer. Trotzdem fröstelte ich.
Natürlich hätte ich mehr trinken können. Der Burgunder war stark und schmeckte gut. Vielleicht ein wenig zu kühl. Er war zwar chambriert, aber bei dieser Temperatur! Trotzdem spürte ich ihn schon nach dem zweiten Glas.
Der Freund hätte gerne noch eine Flasche aufgetan, aber mein Auto stand vor der Türe. Deshalb wehrte ich ab, es ist heutzutage zu riskiert. Der schwerhörige Großvater hatte sich bereits zurückgezogen, um die Fernsehnachrichten nicht zu verpassen. Am Tisch Gespräche über kleine Privatangelegenheiten, freundschaftliche, etwas harzige Reden und Gegenreden, die mit wenig Worten auskommen. Niemand wollte imponieren. Das Töchterchen, mein Patenkind, buchstabierte etwas auf dem Klavier, ein Mozart-Thema für Anfänger eingerichtet. Dann ein zweites noch viel schwierigeres Stück. Eine große Ehre, da sie noch nie jemandem vorgespielt hat. Leider konnte ich nicht länger bleiben, mein ältester Bruder hatte mich telefonisch gebeten, ihn auf einem bestimmten Autobahnrastplatz zu treffen. Es sei dringend und wichtig, mehr hatte er nicht gesagt.
Als ich mich um halb neun erhob, war es schon Nacht. Ich schauderte unter der Tür. Die Wolken hingen tief wie Nebel über dem Berg. Ein feiner Regen nieselte heraus. Meine Gastgeber begleiteten mich zum Wagen, das Kind schon im Schlafanzug auf den Armen des Vaters. Ich schickte sie unter das Dach, aber sie wollten warten, bis ich abgefahren war. Ich sehe dir nach, ich sende dir nach mit meinen fünf Fingerlein fünf und fünfzig Engelein; Gott mit Gesunde heim dich gesende! Fast wortloses, betontes Händeschütteln. Dann das Winken bis ich um die nächste Kurve bog.
Das Auto war kalt und die Heizung arbeitete schlecht. Ich fröstelte, und gleichzeitig verspürte ich ein ungutes Gefühl im Magen. Die Sicht war mehr als schlecht. Bisweilen überholte mich ein ortskundigerer Fahrer und bewarf die Windschutzscheibe mit einem Sprühregen aus Wasser und Schmutz. Für einige Sekunden war die Strasse unsichtbar, man konnte nur noch den entschwindenden Rücklichtern folgen. Dann und wann kam ein Wagen entgegen und blendete durch den Ölfilm auf der Scheibe. Dennoch wollte ich nicht langsamer fahren.
Und schon kam die Kreuzung mit der Hauptstraße, der ich nun zu folgen hatte. Hier nahm der Verkehr beträchtlich zu. Noch fünf Minuten bis zur Autobahn. Bald nach der Einmündung befand sich der Rastplatz, wo mich mein Bru-

der erwarten wollte. Von der Heizung wurde es nun auch langsam ein bißchen wärmer, aber die hereingeblasene Luft roch nach Benzin und abgestandenem Wasser. Der Regen war stärker geworden. Einmal glitt der Schatten eines Nachtvogels durch den Lichtschein. Am Straßenrand die phosphorigen Augen einer Katze. Dann ein angetrunkener Radfahrer. Ich wich ihm in weitem Bogen aus.

Endlich der Zubringer zur Autobahn. Nachdem ich die Kurve langsam und sorgfältig ausgefahren hatte, fügte ich mich in die Kolonne ein. Von den Scheinwerfern der in beiden Richtungen fahrenden Wagen wurde die Fahrbahn in späte Dämmerung getaucht, an den Rändern staute sich die Nacht. Das Drahtgeflecht mit den ungleichen Maschen war nicht mehr zu sehen. Dann kam der Parkplatz. Endlich erschien im Licht das weiße P im blauen Viereck. Ich stellte den Blinker und nahm den Fuß vom Gas. Nun die Ausfahrt. Der Rastplatz menschenleer und finster. Ganz am Ende schwach erleuchtet das WC aus rotem Backstein.

Ich schaltete den Gang aus, stellte den Motor ab und ließ den Wagen ausrollen. Auf dem Parkplatz löschte ich umständlich den Scheinwerfer. Jetzt nur nicht etwa aus Versehen das Horn betätigen. Der gellende Ton müßte die ganze unheimliche Finsternis aufschrecken. Warum pflanzen sie auf diesen Rastplätzen eigentlich solche Büsche, wenn sie sie dann nicht besser beleuchten?

Noch zwei, drei tiefe Atemzüge, dann öffnete ich die Türe, stellte beide Füße gleichzeitig ins Freie und stand auf. Nachdem ich den Wagen abgeschlossen hatte, streckte ich mich, breitete die Arme aus und sah mich um. Die Autobahn wirkt aus der Nähe wie eine vollautomatisierte Maschine. Da tobt der Verkehr, aber die Scheinwerfer sind geradeausgerichtet, der Rastplatz wird nicht gestreift. Natürlich war er noch genau so leer wie vorher, auch nachdem sich meine Augen an das Dunkel gewöhnt hatten. Aber ich spürte genau, daß ich nicht allein war. Und wo konnte sich jemand besser verstecken als im Bedürfnishäuschen? — Plötzlich spürte ich, daß ich austreten mußte.

Die beiden geschlechtergetrennten Abteilungen standen in einem rechten Winkel zueinander. Sie waren so angeordnet, daß man von der Frauentüre auf die Autobahn sah. Von der Männerseite jedoch überblickte man den ganzen Rastplatz. Warum eigentlich diese ausgefallene Bauweise? Auf Bahnhöfen und in Wirtschaften sind doch überall die Türen nebeneinander auf einer Linie. Als ich langsam darauf zuschritt, bemerkte ich schon aus einiger Entfernung das kleine Guckloch in der Türe, nicht größer als der Spion am Eingang einer Mietwohnung. Es war wohl mit einem Nagelbohrer angefertigt worden, aber nicht ganz auf Augenhöhe. Der Beobachter mußte sich leicht bücken, eine Haltung einnehmen wie zum Sprung geduckt. Aber das steht seinem Vorhaben auch besser an als die aufrechte. Von mehreren Metern sah ich sein Auge hinter dem Loch erglänzen, wenn wegen eines vorbeifahrenden Autos für eine halbe Sekunde eine Spur von Helligkeit darauf fiel. Mein Gefühl sagte mir, daß er nun seinem Gehilfen ein Zeichen gab und daß sie sich beide in die Toiletten zurückzogen. Es gab nun zwei Möglichkeiten: entweder sähe ich mich unvermittelt einem von ihnen gegenüber, wenn ich die nur angelehnte Tür aufstieß, und bevor ich die Situation überblickt hätte, würde sich der andere von hinten auf mich stürzen. Oder sie würden mir, wenn ich mein Bedürfnis verrichtete, gemeinsam von hinten in den Rücken fallen. Geld hatte ich zu meinem Unglück wenig auf mir. Es war also zu befürchten, daß sie aus Wut und Enttäuschung und vielleicht auch, um mehr zu suchen, nicht von der letzten Gewaltanwendung zurückschrecken würden. Ich blieb stehen und schaute mich noch einmal um.

Der Regen rauschte gleichmäßig, und das Rauschen vermehrte meinen Drang. Also, einfach die Gefahr umgehen und hinter das Häuschen treten. Aber diesen Einfall verwarf ich sogleich

wieder, da dort aller Voraussicht entsprechend ebenfalls einer wartete, wahrscheinlich der gefährlichste oder jedenfalls der skrupelloseste, der nur im Notfall eingriff, beispielsweise um eine unzeitige Flucht zu verhindern.

Ich stieß die Tür auf. Absichtlich schaute ich an dem Bohrloch vorbei. Ich hatte es ja von weitem gesehen, und mehr als Gewißheit gibt es nicht. Aber jetzt wäre vielleicht noch Zeit, zum Auto zurückzukehren, um die Brieftasche zu holen. Am Ende ließen sie sich mit einigen Noten abspeisen, und Geld ist nicht das Leben. Soll ich eine halblaute Bemerkung darüber machen? Aber damit zeige ich nur, daß ich sie durchschaut habe und daß sie nur noch aufs ganze gehen können. Zu spät, ich sitze in der Falle.

Im Vorraum war alles ruhig. Gleich rechts neben dem Eingang in einer kleinen Nische befindet sich das Lavabo. Daneben das Pissoir. Und anschließend die zwei Kabinen. Oben in der Wand, aber ohne Leiter nicht zu erreichen, eine Öffnung. Ein Fenster ist es nicht, nur eine architektonische Schrulle: Ventilation und düstere Lichtquelle zugleich. Jedenfalls kein Fluchtweg. Ein Luftzug wehte hindurch. Im Winter muß es hier unerträglich sein. Oder wird das Loch vielleicht geschlossen und im Winter geheizt? Kaum zu denken. Wer würde das bezahlen? Und im Zeitalter der Rohstoffknappheit.

Jetzt nur nichts sich anmerken lassen. Noch ist alles still. Aber ich fühle den Blick eines Verborgenen im Nacken. Er muß zwar irgendwie um die Ecke sehen, aber trotzdem spüre ich ihn. Die beiden in den Kabinen wispern nicht. Sie kennen sich zu gut, sie können alles mit Zeichen abmachen. Aber ich höre sie auch nicht einmal atmen. Sind sie derart kaltblütig, daß sie auch vor dem Überfall, vor dem Mord vielleicht, kein Herzklopfen haben? Statt des ihrigen höre ich meinen Puls schlagen, er dröhnt mir wie ein Preßlufthammer in den Ohren, und mein Atem fliegt hastiger als sonst.

Noch nie habe ich mich so einsam und hilflos gefühlt. Ausgeworfen an den Strand mit bloßen Händen. Aber was sollte ein Werkzeug oder eine Waffe nützen? Sie sind in der Überzahl und kommen aus dem Hinterhalt. Wahrscheinlich warten sie, bis ich fertig bin und den Reißverschluß an der Hose wieder hochgezogen habe. Das zeigt ein gewisses Feingefühl. Endlich ist die Blase leer. Nun kommt der Moment. Ich spüre ihn nahen. Ohne mich umzusehen, ja eigentlich nur indem ich den rechten Fuß versetze und den linken nachziehe, stelle ich mich vor das Lavabo. Zwar ist das Wasser unangenehm kalt, aber gelernt ist gelernt. Im selben Moment spüre ich einen harten Gegenstand im Rücken. Ohne den Kopf zu drehen, hebe ich langsam die Hände bis auf die Höhe der Schultern. Dann wende ich mich dem Ausgang zu. Schritt setze ich vor Schritt, zögere vor der Türe, bevor ich die rechte Hand herunternehme, inoffensiv, nur um zu öffnen. Dann trete ich hinaus und schreite gegen den Wagen. Der Mann hinter mir muß breitschultrig sein. Wenn ich den Kopf ein wenig zur Seite drehe und ganz stark schiele, kann ich zum mindesten seinen Umriß ahnen. Bisher hat er noch kein Wort gesprochen. Er geht auf Gummisohlen. Der Rastplatz ist immer noch leer. In zwanzig Metern Entfernung steht mein Wagen. Unendlich, ja unerreichbar weit bis dorthin. Wo nur mein Bruder bleibt, er hat mich doch erwarten wollen. Werden sie mich gehen lassen oder wird mich morgen ein Pudel hinter den Büschen verbellen, während sie selber mit meinem Auto schon durch Deutschland oder Frankreich fahren? Ganz langsam gehe ich gegen den Wagen. Aber es ist nicht die große Ruhe, die mich überkommt. Schweiß steht auf meiner Stirn, ich bin naß am ganzen Körper. Nun müßte eigentlich, wie uns seinerzeit der Pfarrer vorhergesagt hat, das ganze Leben wie ein Film vor mir ablaufen. Aber nichts dergleichen. Sollte dies vielleicht ein günstiges Zeichen sein?

Der Pistolenlauf im Rücken ist plötzlich weg. Er ist also stehengeblieben, um zu zielen. Es

verschafft ihm größere Befriedigung, mich aus einiger Entfernung zu erledigen. Oder wartet er, bis ich mich umdrehe, um mich von vorne abzuknallen? Die größte Gefahr wäre jetzt, zurück zu blicken. Also sachte weiter bis zum Wagen. Wie ich endlich dort ankomme, kann ich die Neugier nicht unterdrücken. Aber ich stelle es klug an. Ich gehe zum Heck und mache mir am Kofferraum zu schaffen. Auf diese Weise kann ich aus den Augenwinkeln nach dem Bedürfnishäuschen spähen.
Der andere stand nicht mehr unter der Tür, er hatte sich zurückgezogen und zielte nun wohl durch das kleine Loch. Ach Unsinn, da ist doch gar keiner. Und plötzlich las ich über der Tür im fahlen Licht den Namen des Rastplatzes: Letzengrund. Ich war falsch gefahren, hatte beim Zubringer die Westeinfahrt erwischt. Nicht hier, sondern auf dem letzten Rastplatz wartete mein Bruder. Und er hatte alles erlitten, was ich zu fühlen glaubte. Rasch dorthin, um ihm beizustehen. Ich warf den Kofferdeckel zu, riß die Türe auf und sprang ins Auto. Aber wie komme ich zurück, ich darf doch nicht auf der linken Spur fahren. Also bis zur nächsten Ausfahrt, dort umkehren und zurück. Der Motor startete sogleich, die Reifen kreischten, als ich anfuhr. Bei der Einmündung einen kurzen Blick zurück und dann aufs Gas. Ich setzte mich auf die Ueberholspur, längst hatte ich die erlaubte Geschwindigkeit weit überschritten. Nun müßte doch bald eine Ausfahrt kommen. Statt dessen ein Tunnel. Seit wann ist hier ein Tunnel? Und warum keine Ausfahrt. Will denn der Tunnel ewig nicht aufhören, ich muß ja auch noch zurück!
Umsonst. Diese Autobahn hat keine Ausfahrt mehr. Zurück kannst Du nur in Deiner Erinnerung. Und so wirst du nie, nie erfahren, was an jenem Abend mit deinem Bruder geschehen ist.

Rolf Max Kully

Späte Rache

Das Auswandern ist in keinem Falle leicht. Es geht nicht nur um die Gewöhnung an den neuen Arbeitsplatz, nicht nur um die Einübung in die neue Sprache und die neue Kultur, nicht nur um das Lehrgeld, das man wegen seiner Unerfahrenheit zu bezahlen hat, es geht vor allem um die unvermeidliche Lockerung festgeknüpfter persönlicher Bande, besonders, wenn man zu dem Menschenschlag gehört, der sich nicht Freunde macht, sondern sie in langer Bewährung erwirbt. Zu den erstaunlichsten Erfahrungen, die man jedoch in der Fremde machen kann, gehört die erlebte Einsicht in die alte Wahrheit, daß durch die Entfernung die Unterschiede sich ausgleichen und zuletzt bei genügender Distanz völlig verschwinden. Mit einer gewissen Betretenheit stellt man fest, daß zwischen einem jodelnden Berner und einem jodelnden Tiroler mehr Gemeinsames als Trennendes besteht und daß, wer Deutsch spricht, ohne Federlesen als Angehöriger der großen ebenso bewunderten wie ungeliebten Nation betrachtet wird. Von hier erklärt sich dann das kaum beschreibbare Gefühl, das sich als Freude äußert, wenn man einem engeren Landsmann begegnet, den man nach langer Zeit die Mundart der eigenen Kindheit sprechen hört. Nenne man es Schwäche oder Sentimentalität: wer aus Abenteuerlust oder zur Verbesserung seiner beruflichen Stellung auswandert, der behält doch die Heimat, es bleibt ihm das Bewußtsein seiner Herkunft und — wenigstens am Anfang — die Hoffnung auf eine gelegentliche Rückkehr.

Am härtesten muß die Emigration indessen sein, wenn sie mit dem endgültigen Verlust der Heimat verbunden ist. Da kann die neue Stellung noch so glanzvoll sein, sie ersetzt die bescheidenere zu Hause nicht, sondern verklärt sie und läßt sie ins Ungemessene wachsen. Den aussichtsreichsten Posten hat man verloren, ein aufblühendes Geschäft hat man aufgeben müssen, Latifundien sind einem enteignet worden. Und wie sollte man unter solchen Umständen ganz frei von nachtragendem Groll gegen den Urheber dieser Verluste und seine Sippe leben können. Dabei kann auch einmal ein Unbeteiligter etwas abbekommen.

Seit meiner frühesten Jugend lasse ich mir ungern die Haare schneiden, und ich schiebe diesen Eingriff immer so weit wie möglich hinaus. So lang ich unter elterlicher Aufsicht stand, mußte ich natürlich zu regelmäßigen Zeiten dran, aber aus späterer Zeit erinnere ich mich noch sehr genau, daß ich mehrmals drei Stunden durch die Gassen spazierte und mich einfach

nicht entschließen konnte, in eines der zahlreichen Friseurgeschäfte einzutreten, so daß ich am Abend genau so verwildert wieder heimkam, wie ich am Mittag ausgegangen war.
Und nun war es wieder einmal so weit: zum erstenmal in der Weltstadt mit ihrem Völkergemisch, wo ich zwar auch in meiner bisherigen Haartracht nicht aufgefallen war. Dennoch fand ich es nötig, und da ich einige Tage zuvor in der Nachbarschaft eine Gasse mit vorwiegend kleinen griechischen und jüdischen Geschäften gesehen hatte, begab ich mich dorthin. Ich hatte die Wahl zwischen drei Barbierläden und ging zuletzt in denjenigen, der traditionelle und moderne Haarstile auszuführen versprach. Es war ein kahler Saal ohne allen Firlefanz, der eher einem Wartesaal als einem Friseurladen glich. In der Ecke hinten stand unter den Kleiderhaken ein Tisch mit verschiedenen alten, abgegriffenen Illustrierten. Ich setzte mich hin und blätterte ein bißchen darin herum, hatte aber keine Lust zu lesen und die Bilder, Vietnamkrieg und Raumfahrt, sprachen mich nicht an.
Vor mir wurde ein Herr bedient, der ein gebrochenes Englisch sprach, durchsetzt mit zahlreichen jiddischen Floskeln, die vom Friseur offenbar verstanden wurden, denn er antwortete in ähnlicher Weise. Auch lag auf dem Tisch eine Zeitung mit hebräischen Lettern, der «Forwerts», wie ich inzwischen erfahren habe.
Als ich an die Reihe kam, verlangte ich einen modernen virilen Schnitt. Darunter kann man alles verstehen, vom Schorlemutz bis zur Filzlaustracht, und so schien es der Coiffeur auch aufzufassen, denn er lobte mich dafür und sagte, daß er die langen Locken wie sie jetzt viele jüngere Männer trügen, eher weibisch finde. Ich betonte zwar, ich hätte sie nicht gern zu kurz, aber er versprach, sein bestes zu tun, drehte, wie er es auch schon beim vorherigen Kunden getan hatte, den Stuhl vom Spiegel weg gegen die Straße und begann seine Arbeit. Draußen war nicht viel los: ein paar Frauen in billigen Fähnchen, Laufburschen mit altertümlichen Fahrrädern, Lieferwagen und Limousinen, dazwischen einmal ein Polizeiauto mit Blaulicht und Martinshorn, aber man sah nicht, was geschehen war. Deshalb war ich froh über die Gesprächigkeit des Friseurs. Er war ein freundlicher Mann, fragte mich, wie lange ich schon im Lande sei — denn hier ist jeder zweite ein Immigrant —, wie es mir gefalle und woher ich komme. So gab ein Wort das andere. Ein dritter, betagter Herr, der nach mir eingetreten war, beteiligte sich ebenfalls am Gespräch, das bereits vom Englischen aufs Deutsche übergeschwenkt war. Der Besitzer des kleinen Geschäfts stammte aus Krakau, der andere Kunde aus Tschernowitz, und beide schienen sich in ihrem Jiddisch, das der deutschen Hochsprache so viel näher ist als mancher deutsche Dialekt, wohler zu fühlen als im angelernten Englisch. Ich redete nicht mehr viel, sondern ließ die andern erzählen. Der ältere hatte noch unter den Habsburgern in der Donaumonarchie gelebt und erinnerte sich gut an diese Zeit: A gute Zajt, a schenje Zajt — nicht nur weil man jung gewesen war und unternehmungslustig. Beide waren dann früh geflohen und hatten sich eine neue Existenz aus dem Nichts aufgebaut. Der jüngere hatte später gegen das Dritte Reich gekämpft, der eine wie der andere hatte nahe Verwandte in den Vernichtungslagern verloren. Dann wandten sie sich wieder mir zu, fragten nach meinem Geburtsjahr und verglichen es mit der Machtübernahme der Nazis in Deutschland, dann erkundigten sie sich nach meinen Familienverhältnissen, nach Frau und Kindern und wie sie sich in der neuen Umgebung eingelebt hätten.

«Varhajrotet is nischt gut», sagte der ältere Kunde. «Ich bin gewesn varhajrotet, zwajmol. A Froj is epess fir a Nocht, nischt fir lenger.»
«Ir sollt nischt schpreche asoj», sagte der Friseur. «Ich hob a Wajb, daß ich mecht majn Sohn ka bessers wintschn.»

«Ich bin gwesn varhairotet», beharrte der erste.
«Aber a Froj, dos is fir Vergnign. Ich hob sich losse schajdn vor finf Johr.»
«Wi olt sent Ir izt», fragte der Friseur.
«Ich bin zwejunsibzik. Aber mecht nischt mer sajn varhajrotet.»

So ging die Auseinandersetzung weiter. Der Friseur sang das Lob der guten Frau, der andere verdammte die Gebrechlichkeit des Fleisches. Mich schienen sie ganz vergessen zu haben.
Inzwischen war die Arbeit fortgeschritten. Am Boden lagen Büschel von unreinlichem, abgestorbenem, fast filzig wirkendem graumeliertem Haar. — Und immer weiter schnitt der Mann. Schon schien mir, daß er des Guten wohl zu viel tue, aber ich hatte schließlich einen männlichen Schnitt verlangt, und da ich mich auch nicht sehen konnte, ließ ich ihn gewähren. Er hatte ja versprochen, sein Bestes zu tun. Nun endlich legte er die Schere ab, nun spritzte er mir trotz meiner Widerrede ein Haarwasser auf den Kopf und zog mir einen Scheitel von hinten nach vorn. Die vordersten Haare zog er mir schräg von links nach rechts über die Stirn, gab noch einmal einen Strahl Flüssigkeit drauf und pappte sie fest. Und dann kam der Augenblick, wo er mich umdrehte, mir sorgfältig die Brille aufsetzte und mich meinem Spiegelbild gegenüberstellte.
Da saß ich nun und starrte mich an. Mich? Ja und nein. Denn der Mann, der mir da entgegensah, glich nur noch entfernt dem Bilde, das ich von mir hatte. Das war doch — fast konnte ich es nicht glauben — mit dem etwas flachen, ovalen und eigentlich nichtssagenden Gesicht, mit dem zwar veränderten Schnurrbart unter der Nase, aber vor allem mit der unverkennbaren dunklen Strähne über den Augen kein anderer als — der Führer.
Was wollte ich tun? Ich bat den Mann, mir den Scheitel zu tilgen und, so gut es gehe, die Caligulafrisur wiederherzustellen. Dann bezahlte ich ohne Widerrede, aber auch ohne ein Trinkgeld zu geben, die geforderten drei Dollar fünfzig und zog den Mantel an. Die beiden Männer sprachen nichts, sie lachten auch nicht und zuckten nicht einmal mit den Mundwinkeln. Offenbar war ihnen ihr eigenes Werk unheimlich geworden. Erst als ich bei der Türe war, machte der ältere Kunde, der sich inzwischen auf den Sessel gesetzt hatte, eine Bemerkung, die ich nicht verstand, über die aber beide in schallendes Gelächter ausbrachen. Ich drückte mich um die Ecke, während mich der Lärm ihrer überraschenden Fröhlichkeit verfolgte. Beim übernächsten Haus, wo sie mich nicht mehr sehen konnten, blieb ich stehen, besah mich noch einmal in einem Schaufenster und versuchte mich dann mit der Hand zu zerzausen. Aber es ging nicht. Die Pomade klebte zu fest. Und ich kam heim als mir selber entfremdeter Mensch, stellte mich wieder und wieder vor den Spiegel, wusch mir den Kopf und versuchte, mir den Rest des Haares zu zerstrubeln. Natürlich nützte alles nichts, denn der Schnitt war zu kurz, so daß ich zuletzt, wenn ich nicht einen ganzen Monat lang wie aus dem Wachsfigurenkabinett entronnen herumlaufen wollte, keine andere Lösung mehr sah, als zum Rasierapparat zu greifen und den Schnurrbart zu opfern.
Erst nach etwa sechs Wochen, als alles wieder einigermaßen nachgewachsen war, vermochte ich den Vorfall in einem größeren Zusammenhang zu sehen: als die späte Rache des kleinen jüdischen Friseurs aus Krakau an der deutschen Nation.

Theodor Buser

«Biel 76 Bienne»



Walter Joseph
komponierte den Bieler Siegesmarsch

Zahlen können sehr oft stellvertretend für viele Worte alles über einen Tatbestand aussagen. Im Falle des Marsch-Kompositionswettbewerbs, der ausgeschrieben worden war, um den offiziellen Festmarsch zum 26. Eidgenössischen Musikfest 1976 in Biel zu erküren, war es jedenfalls so. Von 6911 Radiohörern, die sich als Juroren beteiligten, gaben nicht weniger als 3243 ihre Stimme dem Marsch Nr. 6 «Aulos». Komponist dieses aus insgesamt sechzig eingesandten Wettbewerbsstücken mit einem derartigen Vorsprung zum Topmarsch gewählten Werkes ist der Grenchner Walter Joseph, 39-jährig, Vater eines zwölf Jahre alten Sohnes und sowohl beruflich als auch nebenberuflich ein eigentlicher «Selfmade-man». Als Programmierer-Organisator ist er sein eigener Herr und Meister, und er ist es auch als Komponist und Arrangeur, denn er druckt seine Werke im Kleinoffset-Verfahren selber und gibt sie im eigenen Musikverlag heraus. Sein Siegesmarsch «Biel 76 Bienne» ist zwar sein bisher größter, nicht aber sein einziger Erfolg. Von seinen zwölf Kompositionen werden einige sehr oft gespielt, und «Grenchen 74», der Festmarsch des Solothurnischen Musikfestes 1974, gehört heute zum Repertoire von über fünfhundert Vereinen in unserem Lande.

Off. Festmarsch Eidg. Musikfest Biel 1976

BIEL 76 BIENNE

DIREKTION IN B

W. Joseph



Walter Joseph kam als zehnjähriger Junge zur Blasmusik. Er spielte in der Knabenmusik Laufen zuerst die Es-Baß-Trompete, wechselte dann aber mit dem Übertritt ins Erwachsenenmusikkorps auf Es-Kornett über. Mit 19 Jahren bekleidete er bereits das Amt des Vizedirigenten in der Stadtmusik Laufen. Seine weitere Ausbildung holte er sich als Rekrut im Spiel, in einem privaten Lehrgang bei Dr. Königshofer und mit einigen Semestern Konservatoriumsausbildung in Basel. Seine Dirigentenlaufbahn begann er in Rüti bei Büren; heute ist er viermal wöchentlich unterwegs, um die Stadtmusik Konkordia und die Harmonie Wolfwil zu leiten. Daneben leistet er als Vorsteher des kantonalen Kurswesens, welches dem Erziehungsdepartement angeschlossen ist, wertvolle Aufbauarbeit im Dienste der Blasmusik.

Beim Komponieren eines neuen Stückes hält sich Walter Joseph vor allem an zwei Richtlinien: Mit Rücksicht auf die Korps der unteren Stärkeklassen darf es erstens technisch und harmonisch nicht allzu anforderungsreich ausfallen, und zweitens muß die Melodie einer breiten Volksschicht, also auch dem Laien, gefallen. Diese Ziele hat er bei seiner Komposition «Aulos», die jetzt «Biel 76 Bienne» heißt, wie der Erfolg bewies, voll und ganz erreicht.

Walter Joseph widmet viele seiner Stunden und einen großen Teil seiner Persönlichkeit der Blasmusik, von der er sagt, er möchte ohne sie nicht mehr sein. Er liebt die Musik, er genießt sie, er gewinnt ihr viel Freude und Genugtuung ab. Aber in mindestens gleichem Maße, wie sein Leben durch die Musik bereichert wird, bereichert er sie durch seine Werke. Er gibt ihr neue Impulse, und davon profitieren all jene Leute, die sich durch rassige Blasmusik begeistern und hinreißen lassen.

Hans Kaufmann

Aus den Sammlungen der Museumsgesellschaft



Hohes Veilchen

Hohes Veilchen und Sevibaum

Unten an der Aare, im Altwasser westlich von Staad, wächst eine der seltensten Pflanzen der Schweiz, das hohe Veilchen (Viola elatior), das sich durch den Hochwuchs, kaum in der Blüte, vom bekannten, unscheinbaren Frühlingsblümchen unterscheidet. Auf den moorigen Magerwiesen des alten Aarelaufes reckt es sich bis 40 cm hoch auf, und es hat sonst, außer an wenigen entsprechenden Standorten bei Genf und im Waadtland, in der Schweiz nirgends mehr Heimatrecht. Die Standorte im Wallis und bei Zürich waren schon vor über 60 Jahren zweifelhaft.

Um noch eine andere Pflanze als Grenchnerin anzusprechen, müssen wir auf das Gebiet der alten Herrschaft Grenchen zurückgreifen. Die Burg Grenchen steht heute auf dem Gebiet der Nachbargemeinde Bettlach. Die vom pflanzengeographischen Gesichtspunkt her gesehen überaus interessante Pflanze wächst am Fuße der Bettlach überragenden Wandfluh, allerdings ganz nahe an der Einigung Grenchens: der Sevibaum (Juniperus Sabina). Dort, wo diese Wacholderart sonst vorkommt, ist sie nicht besonders selten, in den Föhntälern der nördlichen Alpen, in den südlichen Bündnertälern,

im Wallis und Tessin. Der Standort an der Wandfluh aber ist 70 km weit von den nächsten Standorten in den Voralpen abgesprengt und beschränkt sich seit Jahrzehnten auf ein einziges wildwachsendes Exemplar. Der Sevibaum, der dem oberflächlichen Betrachter wie ein Thujastrauch erscheint, wurde früher bei uns viel in Bauerngärten und auf Friedhöfen kultiviert, bis man dann herausfand, daß er Überträger des Gitterrostes, eines Birnbaumschädlings, ist. Eine gesetzliche Ausmerzungskampagne hat zur fast vollständigen Ausrottung um die Siedlungen herum geführt. Das einzige bekannte Sträuchlein in unserem Jura aber steht als Naturdenkmal unter Schutz.



Sevibaum

Im Museum an der Breitengasse 15 ist ein vor Jahrzehnten gepflücktes gepreßtes hohes Veilchen ausgestellt und auch ein Zweiglein des Sevibaumes. Die glücklichen Finder, die heute diese Raritäten antreffen, mögen doch die sehr gefährdeten Pflanzen nicht mehr abreißen!

Nachtrag zum Grenchner Jahrbuch 1972
Seiten 39/40:
Der im Artikel «Ein Studentenschicksal des 16. Jahrhunderts» unleserliche Name auf dem Blättchen des Jahres 1545 «Verden?» hat sich unterdessen lesen und belegen lassen: Verdon. Verdon ist die ungebräuchlichere aber vorkommende Schreibweise der Basler Papiermacherfamilie Warung = Warnung = Warmund, die sich auch nach Bern verzweigt hat. (Gerhart Piccard. Papiererzeugung und Buchdruck in Basel bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens, LIII, Frankfurt 1966, Seite 1873; Berchtold Haller. Bern in seinen Rathsmanualen 1465 — 1565, 2. Teil, Bern 1901, Seite 335) Kf.

Rainer W. Walter

Wenn die Sonne heizt



Ingenieur René Schärer, der Forscher und Pionier der Sonnenenergie.

Einst lernten wir es in der Schule: Ohne das Licht und die Kraft der Sonne ist ein Leben auf der Erde nicht möglich. Und der beweisenden Beispiele aus dem täglichen Leben gibt es genug. Man weiß heute, daß die Quellen der Energien wie Kohle, Erdöl und Erdgas trotz der großen vorhandenen Mengen eines Tages ausgeschöpft sein werden. Mit großem Einsatz versucht man deshalb heute nach neuen Energieträgern zu forschen, die vielleicht dazu führen, daß diese «klassischen» Energieträger eines Tages abgelöst werden können, sicher aber mithelfen, die noch vorhandenen Vorräte zu strecken. Ist es deshalb zu verwundern, daß die Heizungsfachleute mit der Idee spielten, die verschwenderisch gespendete Kraft der Sonne auszunutzen?

Einer der Pioniere der Sonnenheizung ist der Grenchner Heizungsingenieur René Schärer. Seine ersten Versuche gehen auf das Jahr 1974 zurück, als er auf dem Dache seines Hauses am Schalensteinweg den ersten Sonnenkollektor erstellte. Mit diesem konnte er nicht bloß das Warmwasser aufbereiten, das im täglichen Haushalt verwendet wird, sondern auch die Raumheizung unterstützen und damit Erdöl einsparen. Der ersten gebastelten Kollektor-Anlage folgte bald eine weitere verbesserte, industriell her-

gestellte, die im vergangenen Sommer auf dem Hausdach am Schalensteinweg montiert wurde. Einer der ersten Kollektoren aber, gleichsam der Pionier der schweizerischen Sonnenheizung, wandert ins Technische Museum von Winterthur, wo er Zeugnis ablegen wird für den Ideenreichtum und den Forschungswillen. Bereits nach kurzer Zeit konnte sich René Schärer davon überzeugen, daß seine Sonnenkollektoren zur Zufriedenheit funktionierten. Die Folge war, daß sie in ersten Serien hergestellt und auf verschiedenen Häusern unseres Landes montiert werden konnten. Die überzeugenden Erfolge René Schärers führten dazu, daß er heute auch international als Fachmann für Sonnenenergie gilt und daß Fachleute aus aller Welt, selbst aus südlichen Ländern, in denen Sonnenkollektoren schon seit einiger Zeit in Betrieb sind, nach Grenchen kommen, um sich hier weitere Erfahrungen und Kenntnisse anzueignen.

Eine Tasse «Sonnen-Kaffee»?

Um zu erfahren, wie ein Sonnenkollektor funktioniert, unterhielten wir uns mit René Schärer an einem warmen Sonnentag des vergangenen Jahres. Die auf dem Hausdach montierten Sonnenkollektoren, rechteckige von Metall eingefaßte und nach unten isolierte Glaskästen, enthalten Kupferrohre mit Kontaktlamellen, die mit Wasser gefüllt sind. Die Zirkulationsrohre der verschiedenen Kollektoren können nun mit einander durch flexible Zwischenstücke verbunden werden, so daß das ganze Kollektoren-System mit einer alltäglichen Batterie, bestehend aus mehreren hintereinandergeschalteten Elementen, verglichen werden kann.

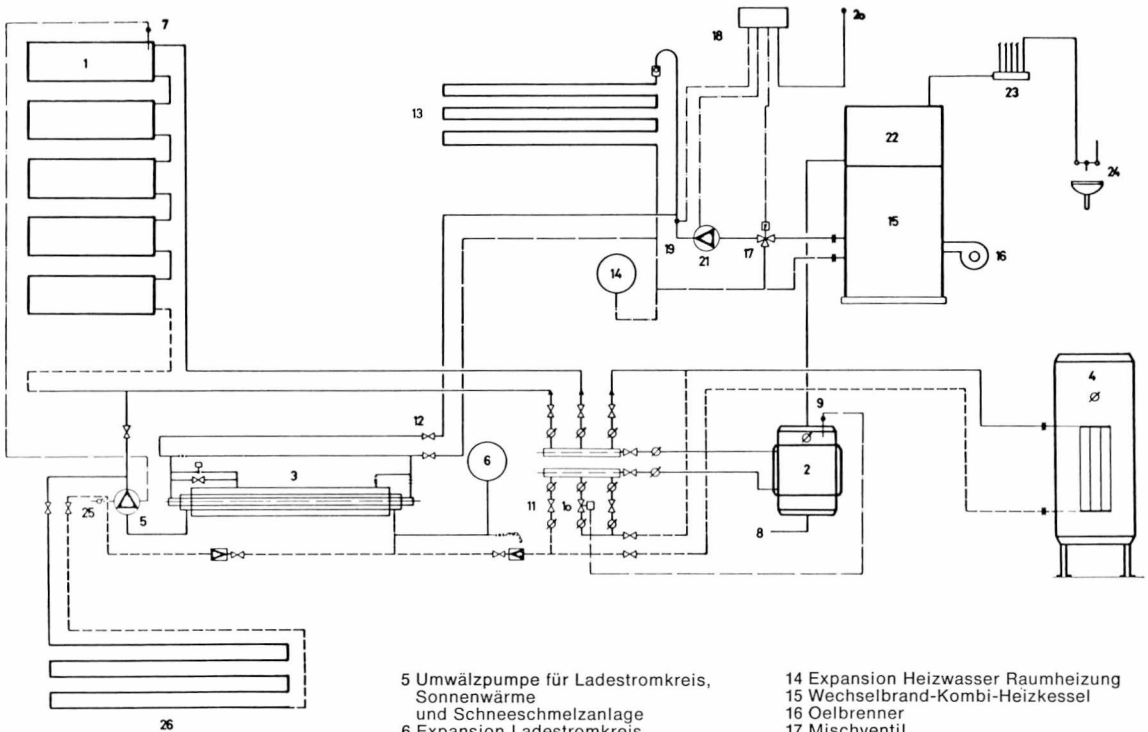
Wie heiß das Wasser werden kann, erlebt jeder, der den Schlauch-Stutzen eines einzigen Kollektor-Elementes öffnet und es wagt, den heißen Wasserdampf über die Hand sprühen zu lassen. Dieser Wasserdampf ist heiß genug, um mit seiner Hilfe einen echten «Sonnen-Kaffee» kredenzen zu können. Bereits im April genügen drei Stunden Sonnenscheindauer über die Mittagszeit, um den angeschlossenen Warmwasserboiler von 200 Liter Inhalt von 15 auf 55 Grad Celsius aufzuheizen.

Das dank der Sonnenenergie gewonnene warme Wasser dient nun dazu, das täglich notwendige Warmwasser des Haushaltes bereitzustellen. In den Übergangszeiten Frühling und Herbst aber kann René Schärer auch seine Bodenheizung an sein Sonnenenergie-System anschließen und spart auf diese Weise etliche Liter teuren Heizöls ein. Selbst in den Jahreszeiten Frühling und Herbst genügt ein Sonnentag, um bis zwei Tage die Räume des Hauses aufzuheizen.

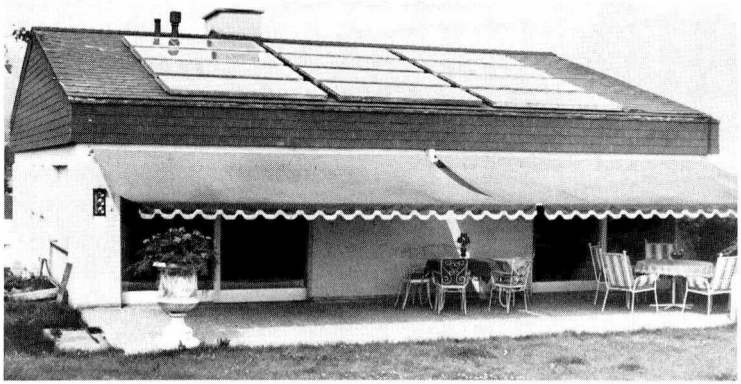
Welche Zukunft liegt in der Sonnenenergie?

Als ideale Größe der Sonnenkollektoren empfiehlt Ingenieur René Schärer eine Gesamtfläche von 15 bis 25 m^2 pro Einfamilienhaus oder 1 bis 2 m^2 Kollektorenfläche pro Bewohner im Mehrfamilienhaus. Wohl bringt diese Fläche in der heißen Sommerzeit eine recht stattliche Menge Überschuß-Energie, doch in der in unsern Breiten recht langen Übergangszeit kann mit ihr ein Optimum erreicht werden. Vorläufig sind die Investitionen für eine Sonnenheizung noch nicht billig, doch kann anderseits damit gerechnet werden, daß rund ein Drittel des Heizölkonsums eines Jahres eingespart werden kann. So gesehen, rechnet René Schärer mit einer Amortisationsdauer von 15 bis 20 Jahren. Es ist natürlich auch nicht ausgeschlossen, daß in naher Zukunft dank der intensiven Forschung und der Herstellung in größeren Serien, die Investitionskosten noch gesenkt werden können. Sicher aber lohnt es sich auch bei öffentlichen Bauten, die Sonnenenergie ernsthaft zu prüfen. Bei Hallenbädern zum Beispiel und Schwimmbecken ganz allgemein kann heute schon gesagt werden, daß die Betriebskosten eines derart energie-intensiven Betriebes durch den Einbau einer Sonnenheizung wesentlich reduziert werden können.

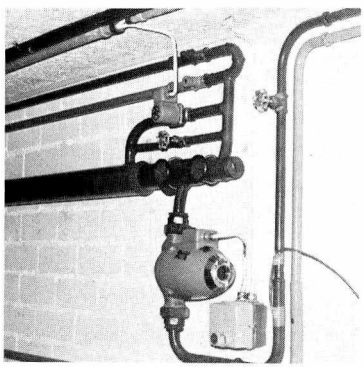
Der Sonnenenergie kommt im Kampf gegen die Verschleuderung der Energie-Rohstoffquellen eine ganz besondere Bedeutung zu. Heute sind wir in der Schweiz zu rund 80 % auf den Energieträger Erdöl und damit auf das Ausland angewiesen. Die Sonnenenergie kann hier mithelfen, daß wir auch im Sektor der Energieversorgung unsere Position verbessern. René Schärer, ein Mann mit großer praktischer Erfahrung und einem außerordentlichen Ideenreichtum, gibt sich mit dem von ihm erzielten Erfolg noch nicht zufrieden. Seine Forschungsarbeit für die praktische Nutzung der Sonnenenergie wird weitergehen, und wir dürfen gespannt auf die Ergebnisse dieser Bemühungen warten.



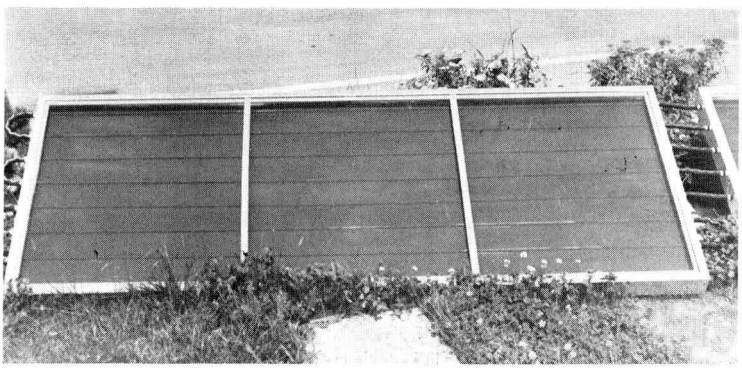
1 Sonnenkollektor
2 Sonnen-Doppelmantelboiler
3 Wärmeaustauscher für Raumheizung und Schneeschmelzanlage
4 Wärmeüberschuss-Speicher
5 Umwälzpumpe für Ladestromkreis, Sonnenwärme und Schneeschmelzanlage
6 Expansion Ladestromkreis Sonnenwärme
7 Thermostat für Pumpensteuerung der Sonnenwärme
8 Kaltwassereintritt Gebrauchswasser
9 Thermostat für automatische Überschusswärme-Steuerung
10 Magnetventil Überschusssteuerung
11 Entladeschieber Überschussspeicher
12 Absperrschieber Sonnenwärme-Raumheizung (Sommer zu)
13 Fussbodenheizung (Fussboden als Wärmespeicher ausgenützt)
14 Expansion Heizwasser Raumheizung
15 Wechselbrand-Kombi-Heizkessel
16 Oelbrenner
17 Mischventil witterungsabhängig gesteuert
18 Zentralgerät Aussentemp.-Steuerung
19 Vorlauffühler
20 Aussenfühler
21 Umwälzpumpe Raumheizung
22 Doppelmantelboiler-Kombikessel
23 Warmwasserverteiler Gebrauchswarmwasser
24 Warmwasser Zapfstelle
25 Überbrückungsschalter für manuelle Lade- bzw. Entladesteuerung
26 Schneeschmelzanlage



Der Demonstrations-Sonnenkollektor kann auch als Maschine für den «Sonnenkaffee» verwendet werden.



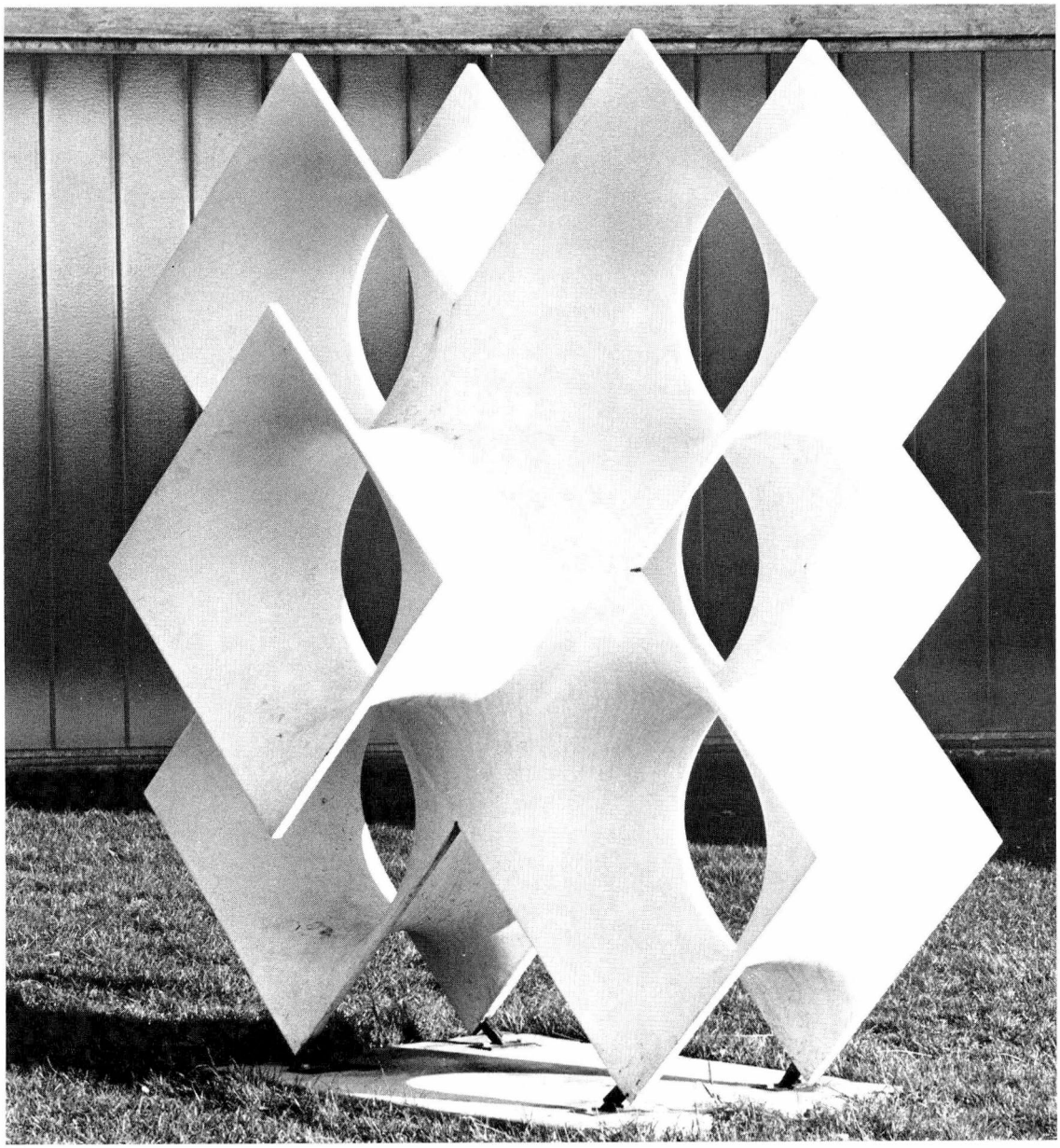
Umwälzpumpe für Sonnenheizkreis mit Wärmeaustauscher für die Raumheizung.



Ansicht der Sonnenkollektor-Anlage mit einer Strahlenauffangfläche von 26,4 m². Diese Anlage befindet sich auf dem Dache des Hauses von René Schärer am Schalensteinweg..



Demonstration an einem Hochtemperatur-Spiegelkollektor. Innert Sekunden werden hier Temperaturen bis 1200 Grad Celsius erreicht und eine Holzstange beginnt sofort zu brennen.



Angel Duarte

Rainer W. Walter

Neu in der Kunstsammlung

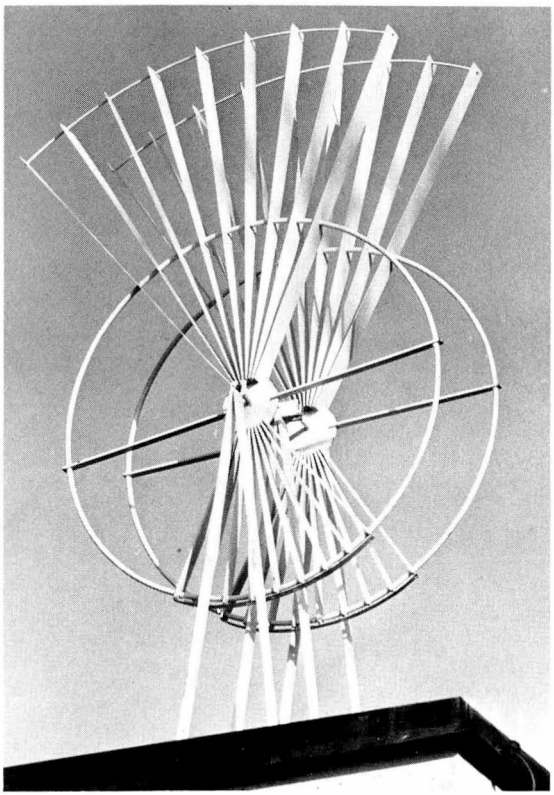
Dank der Zusammenarbeit zwischen Stiftung «Kunsthaus Grenchen» und der Kulturkommission konnten wiederum einige Schwerpunkte in der grafischen Sammlung geschaffen werden. So wurden 44 Holzschnitte des Freiburger Künstlers Michael Terrapon angeschafft. Sie stellen eine wertvolle Bereicherung unserer Sammlung mit zeitgenössischen Kunstdokumenten dar. Dank einer namhaften Subvention durch den Lotteriefonds des Kantons Solothurn konnte das grafische Gesamtwerk des Solothurner Künstlers Franz Anatol Wyss lückenlos angeschafft werden. Die Radierungen dieses Künstlers sind heute weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt. Einen weitern Schwerpunkt erhielt die Sammlung der Stadt Grenchen durch den Erwerb verschiedener Guachen und eines Ölbildes des Grenchner Künstlers Ferdinand Kaus. In verdankenswerter Weise schenkte der Künstler der städtischen Kunstsammlung eine wertvolle Kunstmappe mit seinen Holzschnitten zum Thema «Sizilien».
Hervorzuheben als Neuanschaffung ist auch die Kunstmappe mit grafischen Werken, welche der Schweizerische Kunstverein herausgegeben hat. Von Peter Wullimann wurde die prachtvolle Kunstmappe zu einem Gedicht von Robert Desnos «Von der Marmorrose zur Eisenrose» erworben. Auch in diesem Jahr schenkte Peter Wullimann zahlreiche Holzschnitte. Dafür sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt.
Von besonderer Bedeutung dürfte aber der Ankauf von 19 Holzschnitten des Solothurner Künstlers Emil Burki sein. Dieser Künstler, der im Jahre 1952 verstarb, gehört heute leider zu den vergessenen Holzschneidern. Sein Werk aber, das ausdrucksstark und sehr von der Zeit geprägt ist, gehört auch heute noch zu den wichtigsten Kunstdokumenten unseres Landes.

Vom Grenchner Cuno Röthlisberger befinden sich neu acht Grafiken und ein Ölbild in der Sammlung. An der Weihnachtsausstellung wurden Werke von Urs Flury, Paolo Marmo und Max Huber angekauft.
Auch in diesem Jahr konnte die Kunstsammlung mit zahlreichen Schenkungen bereichert werden. So übergab Hans Liechti, Neuenburg, der Kunstkommission eine Mappe mit Werken von De Vries. Der Bieler Künstler Peter Kunz schenkte vier seiner Radierungen, und der Berner Künstler Emil Zbinden überließ einen großen Holzschnitt. A. Kniepschild schenkte zwei Grafiken und Toni Brechbühl eine Mappe von H.P. Kohler. Diesen und den bereits erwähnten Donatoren gebührt unser aufrichtiger Dank.

Ausschmückung des Eichholzschulhauses
Für die Ausschmückung des Eichholzschulhauses Ost stellte der Souverän einen Kredit von 75 000 Franken zur Verfügung. Mit diesem Kredit gelang der Kulturkommission die Schaffung eines Plastikgartens. Hier sind nun Werke der Künstler Marcel Niederhauser, Francis Berthoud, Friedrich Witschi, Angel Duarte und Erwin Rehmann zu sehen. Zusammen mit der bereits vorhandenen Plastik von Oscar Wiggli ist das Areal des Eichholzschulhauses nun zu einer permanenten Ausstellung zeitgenössischer Plastik-Kunst geworden.

Mit dem Restkredit und dank großzügigen Schenkungen der Künstler konnten im Innern des Eichholzschulhauses Werke jener Künstler präsentiert werden, welche die Plastiken im Schulhausareal schufen. Zur weitern Ausschmückung wurden durch die Lehrerschaft drei Werke von Cuno Röthlisberger und weitere drei Arbeiten von Walter Emch ausgewählt.
Das Schulhaus Eichholz ist heute zusammen mit dem Haldenschulhaus zu einem guten Beispiel geworden, auf welche Art ein Schulhausschmuck ausgesucht und gestaltet werden kann.

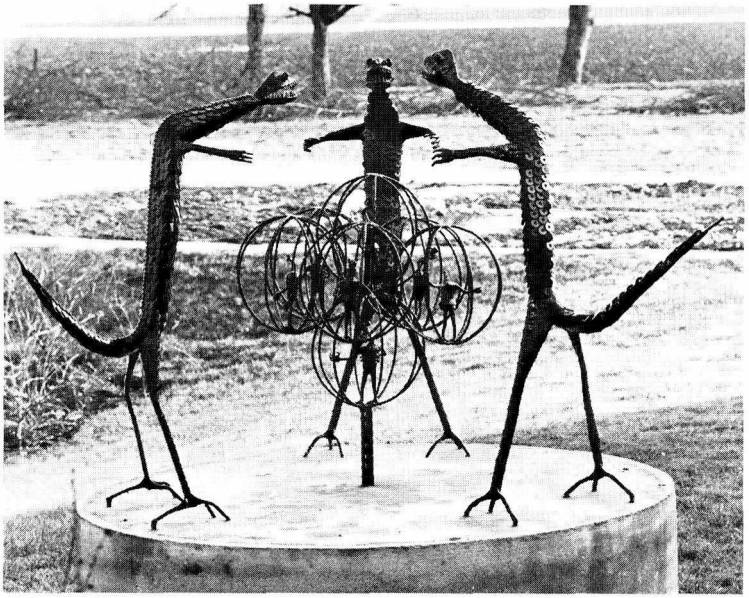
Friedrich Witschi



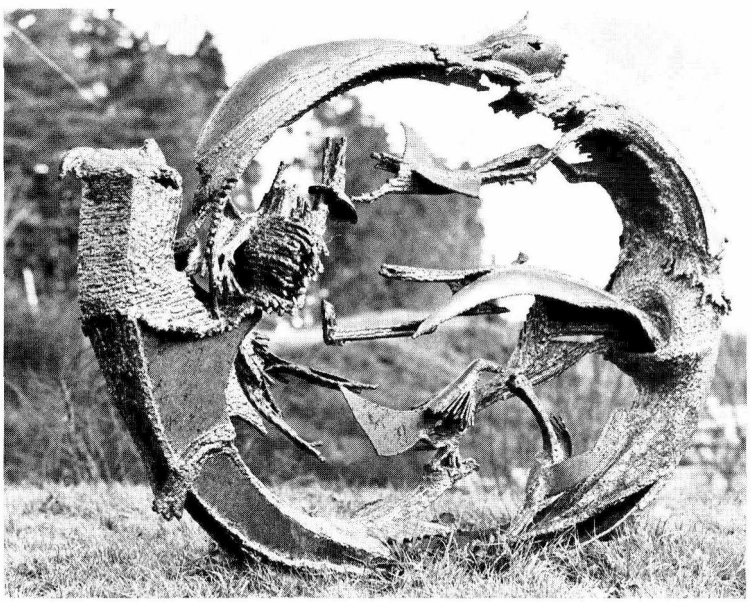
Erwin Rehmann



Marcel Niederhauser

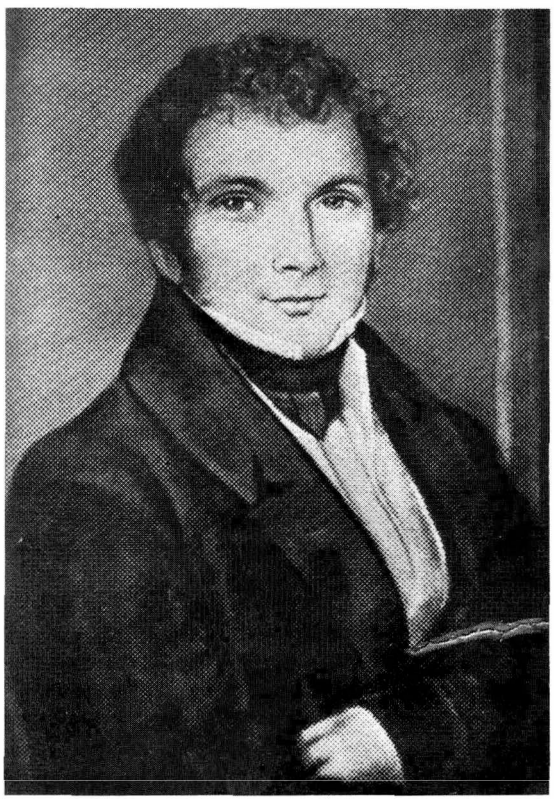


Francis Berthoud



Der Retter von Vöcklabruck

Erst ganz kürzlich ist ein altes, kleines Reisetaschenbuch wieder entdeckt worden, und es ist ins Stadtarchiv Grenchen gelangt. Der Text ist mehr *als ein romantischer Reisebericht*: Er ist ein Wegstück zur heutigen Industriestadt Grenchen. Der Postkutschenfahrer und Wanderer ist der junge Josef Girard, der nachmalige Politiker und Industriegründer. Dem Bericht voraus geht die Promotion zum Dr. med. an der Universität Wien — im Alter von knapp 21 Jahren. Es ist kaum anzunehmen, daß sich die kleine oberösterreichische Stadt noch auf den tätigen Mut, der aus dem Reisebericht hervorgeht, besinnt.



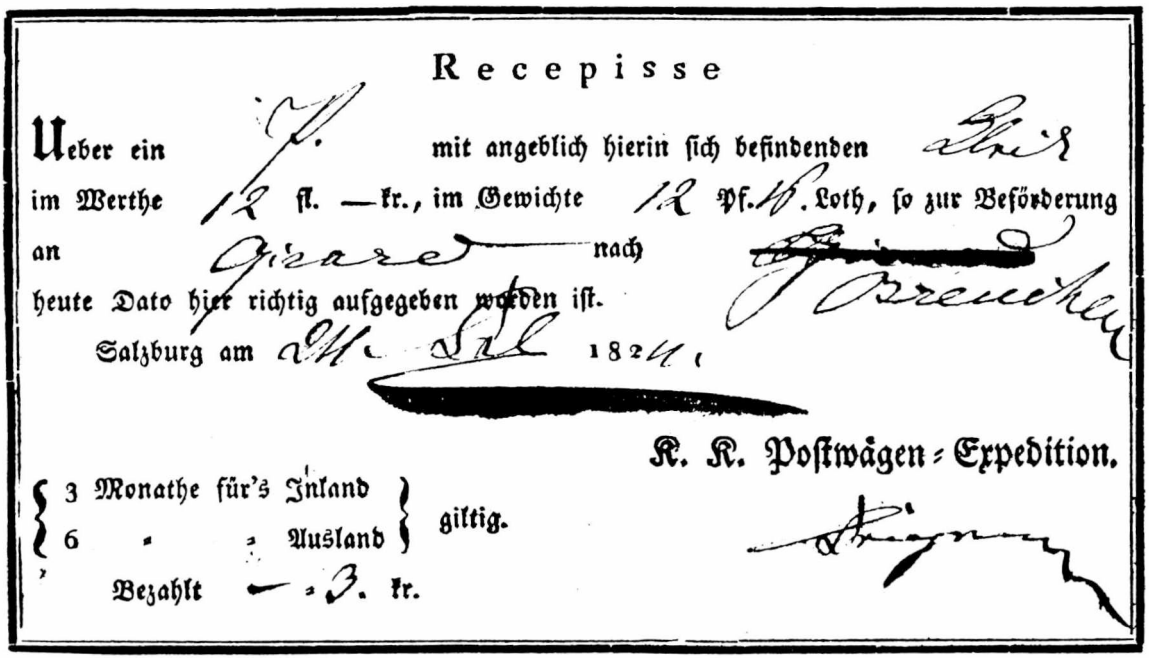
Dr. Josef Girard (1803—1869)

Heimreise.

Mittwoch, den 18. Februar 1824, 10 Uhr abends, nahm ich von meinen Freunden im «blauen Bock» bei Mariahilf zu Wien, nachdem wir noch tüchtig aufs Lebewohl aller gezecht hatten, Abschied. Freilich, eine Träne blieb zurück, doch fröhlich fuhr ich auf einem sogenannten Seidelwagen dem geliebten Vaterland entgegen. Tag und Nacht wurde gefahren, so daß wir schon Freitag mittags in Linz anlangten, welches etwa 48 Stunden von Wien entfernt ist. Für die Fahrt mußte ich 10 Fl.WW (= 10 Gulden Wiener Währung) bezahlen. In Linz unterhielt ich mich sehr gut Freitag abends mit Hr. Graken von Gleichenbach beim goldenen Adler. Samstag Nachmittag sagte ich dem lieblichen Linz ein Lebewohl und fuhr in einer Landkutsche dem (dem) Vaterland gleichenden Salzburg entgegen. Ich mußte dem Kutscher 3 Fl. geben. In Kleinmünchen, eine Stunde vor Linz, mußten wir eine Landkutsche, die von Wien kam, abwarten. Sie langte sehr spät an, daher wir gerade die Nacht dort zubrachten. Sonntags also kamen wir bis Mittag nach Lambach, wo uns das Mittagsmahl vortrefflich schmeckte. Das Wetter war regnerisch, doch nachmittags ziemlich günstig. Wir langten fröhlich und wohlgemut abends ½8 Uhr in Föglenbrug (= Vöcklabruck) an und kehrten in der Stadt beim Adler ein. Kaum genossen wir einer halben Stunde der Ruhe, horch! Feuer! Feuer! Wir waren schon zum Zimmer hinaus. Die fürchterliche Flamme zeigte uns schon ein ganzes Haus in Flammen; es war in der Vorstadt, etwa 100 Schritte von unserem Gasthofe. Ich ging dieser schrecklichen Szene entgegen, und beim ersten Anblick sah ich sechs Häuser in Gefahr. Die Verwirrung und das Geheul der Leute machte schnelle Hilfe unmöglich. Das Haus, welches eine Bierbrauerei war, war nun schon von den Flammen verzehrt, die daneben stehenden Häuser waren schon angegriffen. Zwei Feuerspritzen waren da, die aber nur auf die schon beinahe halbabgebrannten Häuser angewandt wurden. Ich sah die Rettung der noch unverletzt danebenstehenden Gebäude für wichtiger an, daher endlich durch mein Zurufen auf die verwirrten Leute diese Gebäude unbeschädigt blieben; wäre dies nicht bald geschehen, so wäre sicher das ganze Städtchen ein Raub der Flammen geworden. Diese sechs Häuser stunden nun als Ruinen da. Ich kehrte ganz beschmutzt und durchnäßt zu meinem Gasthof zurück. Aber was Teufels! Mein Kutscher und meine Reisegefährten sind fort. Meine Verlegenheit war sehr groß, es war Mitternacht, das Wetter regnerisch, ich brachte also die Nacht in diesem Gasthofe zu. Des morgens um 5 Uhr nahm ich einen Wagen, für den ich 2 zwanzig bezahlte und fuhr also meiner Karawane entgegen, die ich im nächsten Dorf antraf. Wir brachen nun auf und kamen bis Mittag nach Frankenmark. In dem Wirtshaus litt ein Kind an scrophuloser Augenentzündung, die schon lange fehlerhaft behandelt wurde; ich mußte also meine Kunst auch anwenden und verschrieb dem Kinde einige Mittel, was mir das herrliche Mittagsmahl bezahlte. Bis abends 5 Uhr kamen wir in das gelobte Salzburg und kehrten im Bräuhause zur goldenen Kugel ein. Die Nacht verflog im süßen Schlafe, bis mich am Morgen der Gesang der Glocken, nämlich das Glockenspiel, aufweckte. Ich besuchte alle Merkwürdigkeiten, als: das Kapuzinerkloster auf einem Berge, wo zugleich das Glockenspiel ist, dann den Kirchhof, das Grabmal des Theoph. Paracelsus, das Schloß Mirabella, das durch Felsen gebrochene Tor mit der Inschrift «Te saxa loquntur», den Mönchsberg, die Kathedrale, das Bildnis der Empfängnis von Hagenauer. Nachmittags erleichterte ich meinen Tornister, indem ich einen Teil davon auf die Post gab. (Der Postquittungsschein hat sich erhalten!)

Abends um 5 Uhr verließ ich das angenehme Salzburg, und nachdem ich eine Stunde fehlgegangen war, kam ich in Salzburghofen an, 1½ Std. von Salzburg, wo ich ein Nachtlager

suchte. Den folgenden Tag kam ich bis Frauenstein, 8 Std. von Salzburg, der Tag war sehr schön. Den Tag darauf, donnerstags, bis Mittag nach Neumarkt, wo ich das Mittagsmahl genoß, dort traf ich einen Offizier an, der mit mir den nächsten Weg nach Wasserburg nahm. Wir waren sehr fidel. Das Wetter war schön, bis sechs Uhr langten wir an diesem mit Wasser umgebenen Städtchen an. Gerade wurde ein Ball gegeben, der von uns nicht unbesucht blieb, doch kehrten wir bald wieder zu unserer Ruhe zurück. Des morgens von 4 Uhr an begann der Weg nach München. Wir waren sehr ermüdet, doch die Hoffnung, dieses reizende München zu sehen, gab uns Kraft. Wir hatten schon die Hälfte des Weges gemacht, die Füße wollten uns nicht mehr tragen; eine Retourkutsche, die uns willkommen war, nahm uns auf, und wir langten endlich fröhlich in dem erwünschten Orte abends um 6 Uhr an. Wir hatten also eine Reise von 12 Stunden gemacht. Samstags besichtigte ich das allgemeine Krankenhaus und das Clinicum von Dr. Gross, die Residenz, das neue Theater etc. etc. Sonntag in der Früh verließ ich das lustige München und kam bis 10 Uhr nach Dachau, 3 Stunden von München; ich nahm zugleich das Mittagsmahl ein. Ein Landkutscher langte an, mit dem ich bis abends um 7 Uhr nach Augsburg kam. Der Ochsen war mein Logement. In der Frühe besuchte ich die Domkirche, die mit 24 Kapellen, schönen Gemälden und bemalten Fenstern versehen, berühmt ist; hierauf das Ratshaus und dessen herrliche Galerie, die große Orgel, die schönen Brunnen, etc. Nachmittags fuhr ich auf einem Wagen bis Schwabenmünchen, doch heftiger Regen und Sturm durchwässerten mich ganz. In diesem kleinen Flecken



Recepisse

Ueber ein J. mit angeblich hierin ſich befindenden Chir.

im Werthe 12 fl. —kr., im Gewichte 12 Pf. 6. Loth, ſo zur Beförderung

an Girard nach [redacted]

heute Dato hier richtig aufgegeben worden iſt.

Salzburg am [redacted] 1824.

K. K. Poſtwägen-Expedition.

{ 3 Monathe für's Inland / 6 " " Ausland } giltig.

Bezahlt — 3. kr.

Dr. J. Girards Postquittung vom 24. Februar 1824 aus Salzburg

kehrte ich bei der Traube ein. Es war Tanz. Eine schöne Gesellschaft vereinigte sich, meistens Beamte, auch der Doktor (Reiner) und ein Apotheker. Ich gesellte mich auch dazu und wurde sehr gut aufgenommen. Ihr Vertrauen und ihre Zuneigung ging so weit, daß sie mir und dann der ganzen Schweiz ein donnerndes Lebewohl brachten, welches ich auf das Wohl der ganzen Gesellschaft erwiderte. Der Apotheker und der Bürgermeister hatten jeder eine schöne Tochter bei sich, die maskiert hinkamen, und ich tanzte abwechselnd beinahe die ganze Nacht mit ihnen, was die Eltern sehr freute. Ich legte mich um 3 Uhr ins Bett und schlief bis 9 Uhr. Der heftige Sturm und das heftige Schneien schreckten mich vor der Abreise zurück. Nachmittags schien sich das Wetter aufzuheitern; ich machte mich wieder auf den Weg, aber wie sehr täuschte ich mich. Als ich kaum eine halbe Stunde weit war, fing das gleiche Wetter wieder an; ein fürchterlicher Sturm, der den Schnee wirbelte und stäubte, daß ich kaum drei Schritte vor mir sehen konnte. Ich wünschte mir gerne ein Wirtshaus, allein drei Stunden mußten vollbracht werden, um nur ein Haus anzutreffen. Ich langte endlich abends spät in Türkheim, einem kleinen Flekken, an. Das wilde Tanzen der Bauern und die herrliche Bauernmusik machten das Schlafen unmöglich. Am Morgen, es war Aschermittwoch den 3. März; die Witterung war gleich, trotz derselben machte ich mich wieder auf die ungestüme Straße. Ich kam schon eine Stunde von Türkheim weit, da durchkreuzten sich drei Wege — nun, welchen sollte ich nehmen; kein Mensch war auf dem Wege zu finden, (ich war) im Walde, das Wetter unmenschlich, (ich) mußte mich dem Schicksale überlassen. Ich nahm endlich einen Weg, der mich zwei Stunden durch den Wald und endlich auf ein Dorf führte. Aber wie sehr war ich bestürzt, als man mir sagte, ich sei irregegangen; ich nahm nun einen andern Weg, der mich nach einer Stunde wieder auf die Straße brachte. Durchnäßt und müde kehrte ich im nächsten Dorfe ein. Ich mußte Schwabenküchlein essen, denn von Fleisch war an diesem Tage keine Rede. Nach zwei Stunden kam ich durch das niedliche Städtchen Mendelheim, es lud mich zu einer kleinen Erquickung ein. Der Abend heiterte sich auf, und ich machte also noch 1½ Stunden bis Kalmach. Ein herrlicher Schlaf machte mir dieses Dörfchen willkommen. Ich reiste des morgens Memmingen zu, doch das wieder eintretende stürmische Wetter nötigte mich in Ungerhausen, eine Stunde vor Memmingen, einzukehren. Nachmittags wurde es etwas besser, ich profitierte den Augenblick und kam nach Memmingen, wo ich beim goldenen Kreuz einkehrte. Dann besichtigte ich das Städtchen, das niedlich-schön gebaut und in einer angenehmen Gegend liegt. Ich machte die Bekanntschaft mit Dr. Bauer, der mir einen Gruß an Dr. Burkhart in Basel mitgab. Ein Schlaf erquickte mich, der bis 8 Uhr dauerte. Ich kam bis mittags nach Ochsenhausen, fünf Stunden von Memmingen. Das Wetter war ziemlich schön, doch ein kalter Wind wehte den ganzen Tag. Bis 4 Uhr langte ich in Biberach an. Ich war sehr müde, daher ich gerade dort die Nacht zubrachte. Das Städtchen ist in einer Vertiefung unregelmäßig gebaut und scheint sehr alt zu sein. Die Leute sind sehr dienstfertig, freundlich und höflich. Samstag, den 6. März, ging ich durch die angenehme Gegend nach Saulgau, 5 Stunden von letzterem; bis 2 Uhr langte ich dort an, ich hielt mich aber darin gar nicht auf, weil dieses schmutzige Städtchen mir nicht einladend war. Das Wetter war hell, und sehr schön konnte ich die Tiroler- und Appenzellergebirge sehen; die Freude, bald mein Vaterland und das liebe alte Freiburg (wo Dr. Girard vorher studiert hatte) zu sehen, wurde immer größer. Ich logierte in Mengen im Kreuz. Des morgens verkündeten mir die Sonnenstrahlen einen angenehmen Tag, (ich) verließ das Bett und machte mich dem Rauchenwies zu, wo mich dieser liebliche Ort zu einem Trunke Bier einlud, es

war in dem gleichen Wirtshaus, wo ich und Albiser, als wir nach Wien reisten, den ganzen Tag zechten. Bis mittags kam ich nach Möskirch, wo mir das Mittagsmahl gut schmeckte. Nun gings Tuttlingen zu. Die Straße war sehr schlecht, an vielen Stellen hoch mit Schnee überdeckt, ich erreichte also trotz aller Bemühung doch Tuttlingen nicht und kam nur bis Neuhausen. Den folgenden Morgen konnte ich mit einem Bauern bis nach Tuttlingen fahren. Von dort gings Donaueschingen zu. Das Wetter war sehr schön, die Straße aber sehr schmutzig und an vielen Stellen angehäufter Schnee, daß man kaum darauskommen konnte. Ich kam durch Geissingen, wo ich meinen Freund Dr. Martin, mit einer artigen Frau schon vermählt antraf, mit dem ich früher in Freiburg studierte. Ich blieb etwa zwei Stunden bei ihm, (wir) wünschten uns durch beidseitiges Anstoßen der Biergläser Glück — und nahm Abschied. In 3 Stunden war ich in Donaueschingen. Es war bereits Nacht, als ich dort ankam, und um den andren Tag in Freiburg zu sein, wollte ich noch gerne weiter gehen. Ich besichtigte kurz das Schloß und die Quelle der Donau. Nach einer halben Stunde langte ich in Lüfingen an und kehrte bei der Krone ein.» —

Hier brechen die Aufzeichnungen ab; der Wanderer kehrte glücklich, und zu Grenchens Glück, wohlbehalten in die Heimat zurück. Die Orthographie wurde an einigen Stellen der heutigen Schreibweise angepaßt.

Gerald Lechner

Radfahren als Kunst – oder zwei Mädchen auf einem Kunstfahrrad

Das Fahrrad ist — laut Duden-Lexikon — ein zweirädriges Fahrzeug mit Fußantrieb über eine Kettenübersetzung, durch die Kreiselwirkung der Räder stabilisiert, es muß für den Straßenverkehr u. a. mit Scheinwerfer und Rückstrahler ausgerüstet sein, die Benutzung auf Autobahnen ist nicht gestattet.

Karl Friedrich Drais, Freiherr von Sauerbronn und badischer Forstmeister, gilt als Erfinder des Fahrrads, das bei seinem erstmaligen Auftauchen — ungefähr im Jahre 1820 — heftig belacht wurde. Die damalige «Draisine», später in Veloziped umbenannt, war eher ein Laufrad denn ein Fahrrad und keineswegs mit einer Kettenübersetzung versehen, zu schweigen von Scheinwerfer und Rückstrahler. Ganz gewiß bedurfte es einer gewissen Kunst, mit der Draisine größere Strecken zurückzulegen — womit wir nach gebührender Einführung beim Thema wären.

Denn Radfahren kann auch heute noch eine Kunst sein. Sicher: als Radfahrer im heutigen Straßenverkehr ungeschoren davonzukommen, ist gleichfalls schon fast eine Kunst. Wir aber reden vom Kunstradfahren als Sport — einer Disziplin, die als attraktiv gilt, allerdings nicht überaus publikumswirksam ist. Kleine Korrektur: In Baden-Württemberg, der engeren Heimat des Fahrrad-Urvaters Drais, ist Kunstradfahren durchaus zuschauerträchtig und dies wiederum wirkt sich leistungsfördernd aus, was mit zahlreichen WM-Titeln zu belegen wäre. In unserem Land hingegen muß man schon die oft strapazierten Begriffe «Idealismus» und «Freude am Sport» bemühen, wenn man vom Kunstradfahren spricht. Aber es gibt tatsächlich auch hierzulande eine ganze Menge junger Leute, die aus reiner Freude Kunstradfahren als Leistungssport betreiben. Die beiden Grenchnerinnen Ruth Christen und Brigitte Eichenberger gehören dazu.

Wie wird man Kunstradfahrerin?

Das ist eine Frage, mit der man die beiden hübschen Mädchen fast in Verlegenheit bringt. Denn Ruth Christen, Primarlehrerin, und Brigitte Eichenberger, Arztgehilfin, beide 1955 geboren, kamen zum Kunstradfahren durch puren Zufall. Irgend jemand erwähnte nebenbei, daß man beim Velo-Moto-Club Grenchen ein paar Juniorinnen suche und daß das Kunstradfahren ein recht lustiger Sport sei. Das war 1970 — und die beiden Anfängerinnen schwangen sich einmal probeweise aufs Einrad, fanden es tatsächlich ganz lustig und begannen zu trainieren. Bei kleinen Wettkämpfen und Vereinsanlässen

gab es den ersten Beifall für gelungene Schwenker und Figuren und damit auch Antrieb zum Weitermachen.

So gegen Ende 1972 stiegen Ruth Christen und Brigitte Eichenberger erstmals auf einen Steuerrohrsteiger, was ganz einfach der Fachausdruck für ein Kunstrad ist. Schon im folgenden Jahr beteiligten sie sich an der Schweizer Meisterschaft und holten sich prompt die Goldmedaille — allerdings nicht den Meistertitel, weil sie dafür zu wenig Punkte erreichten.

Hier sind einige aufklärende Worte am Platz: Für die Vorführung an einer Meisterschaft — sei dies nun um nationale oder internationale Titel — stellen die Teilnehmer(innen) selbst ein Programm zusammen. Die darin enthaltenen Figuren werden nach einem bestimmten Schema mit Punkten bewertet, was einen sogenannten Schwierigkeitsgrad ergibt. Je nach Ausführung zieht die Jury von dieser Summe dann wieder Punkte ab. Wird dabei die für Meisterehren notwendige Punktzahl unterschritten, gibt es eben keinen Titel.

1975: Enttäuschung und Erfolg

An den Schweizer Meisterschaften des SRB 1974 erreichten Ruth Christen und Brigitte Eichenberger nur den zweiten Platz. 1975 sollte dann für die beiden zu einem rechten Wechselbad werden: Enttäuschung und Erfolg lagen



Wenn man solch hübsche «Sportlerinnen des Jahres» beglückwünschen darf, freut sich auch ein Stadtammann.



Auf dem Kunstfahrrad zuhause: Ruth Christen (rechts) und Brigitte Eichenberger, Vierte der WM 1975 im «Zweier».

dicht beisammen und bezogen sich wiederum auf Punktzahlen. Für die nationale Meisterschaft nämlich hatte der SRB die Punktzahl 235 als Limite gesetzt, die auch gleichzeitig für eine Teilnahme an den Weltmeisterschaften ausschlaggebend war. Das Grenchner Paar erreichte aber an der SM «nur» 233,8 Punkte —, was zwar die Goldmedaille und den ersten Platz bedeutete, aber für Titel und WM-Teilnahme nicht ganz ausreichte. Im Fachverband zeigte man sich indessen einsichtig: Die zur WM-Teilnahme nötigen Punktezahlen könnten auch an Länderkämpfen erreicht werden.
Das ließen sich Ruth Christen und Brigitte Eichenberger nicht zweimal sagen. Schon in einem Fünf-Länder-Kampf in Mannheim überschritten sie die Punkte-Limite, holten sich dann den Sieg gegen das österreichische Paar in einem Länderkampf mit 242 Punkten und siegten auch beim Vergleich mit einer deutschen Mannschaft. Der Weg zur WM war frei!

Wenn die Medaillen «ledern» sind

Im sportlichen Wettkampf gibt es nur einen Sieger — schon der Zweite ist ein Verlierer. Der Sieg also ist höchstes sportliches Ziel, auch wenn ein Ehrenplatz immer noch erstrebenswert ist. So oder ähnlich mögen Ruth Christen und Brigitte Eichenberger gedacht haben, als sie im Oktober 1975 zur Weltmeisterschaft im Radkunstfahren nach Gent (Belgien) fuhren.

Sie machten sich illusionslos auf die Reise: Die deutschen und tschechischen Konkurrentinnen im «Zweier» waren offensichtlich besser, die Teilnehmerinnen aus Österreich und Frankreich durften als etwa gleichwertig eingeschätzt werden. Die berühmte Tagesform mußte also über die Plätze 3 bis 6 entscheiden.
Tatsächlich waren im Wettkampf die beiden deutschen Paare eine Klasse für sich. Auf den dritten Platz kamen mit knappem Vorsprung die beiden Fahrerinnen aus der CSR — und auf dem vierten Platz landeten nach prächtiger Leistung die beiden Grenchnerinnen. Der Rang gleich hinter den Medaillen ist sicher äußerst «undankbar», auch wenn man der Meinung sein könnte, daß ein vierter Platz an einer Weltmeisterschaft nicht gar so übel aussieht . . .
Die Grenchner Sportinteressierten honorierten jedenfalls die Leistung von Ruth Christen und Brigitte Eichenberger: Bei der Publikumswahl «Grenchner Sportler des Jahres 1975» setzten sie die Kunstradfahrerinnen des VMC auf Platz drei und wählten sie zu den «Grenchner Sportlerinnen des Jahres 1975».

Training ja — aber nur mit Spaß

Für das Jahr 1976 stehen dem Grenchner Zweier-Kunstrad-Team rund zehn Länderkämpfe bevor — neben einigen anderen Vorführungen. Da muß man sich natürlich in Form halten: mit fleißigem Training. Dreimal in der Woche opfern Ruth Christen und Brigitte Eichenberger dafür je 90 Minuten im Verein, wo mit dem Langendorfer Max Wüthrich ein erstklassiger Trainer wirkt. Daneben stehen auch noch die Trainings des National-Kaders (dem die beiden seit Herbst 1975 angehören) auf dem Programm.
Bei allem Einsatz für ihren Sport halten sich die beiden erfolgreichen Grenchnerinnen immer an die Devise «Spaß muß dabeisein». Mit Freude konstatierten sie daher, daß bei den Zusammenkünften des Nationalkaders in Magglingen oder Baden immer glänzende Stimmung herrscht. Selbst den Funktionären bescheinigen sie, daß von «tierischem Ernst» bei ihnen keine Rede sein könne. Weil dies so ist, darf man vermuten: die beiden WM-Vierten Christen/Eichenberger werden noch einige Zeit auf dem Veloziped kunstvolle Figuren zeigen. Und in Länderkämpfen die Punktrichter damit entzücken. Und Weltmeisterschaften gibt es ja auch wieder . . .

Theodor Buser

Die Gestaltung der Freizeit beginnt in der Schule



Im dritten Schuljahr beginnt der Instrumentalunterricht.

Freizeit ist eine wunderbare Sache, wenn man damit etwas anzufangen weiß. Sie ist für den Erwachsenen jene Zeit, in der er sich von den Anforderungen der Arbeit erholt, oder in der er zur Arbeit durch ein sinnvolles Freizeit-Tun einen Ausgleich findet. Freizeit ist somit für jene, die sie auszunützen verstehen, ein Segen, sie kann aber zu einem Fluch werden für den, der sie nicht zu bewältigen weiß.

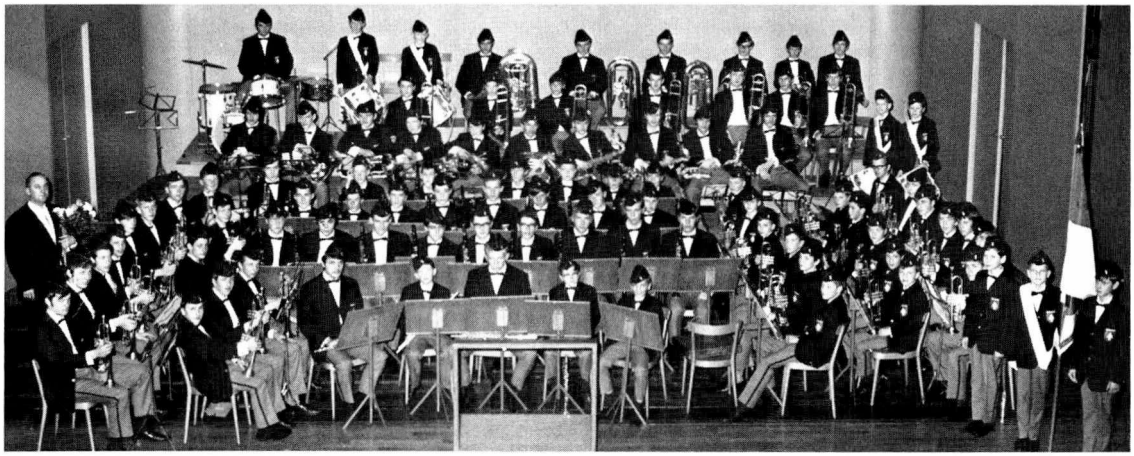
Durch die Schuldirektion und die Lehrerschaft unserer Stadt wird daher seit Jahren ein mannigfaltiges Kursprogramm angeboten, um den Kindern Möglichkeiten aufzuzeigen, wie sie ihre Freizeit jetzt und später sinnvoll verbringen können. Unsere Schüler können zusätzlichen Gesangsunterricht genießen, sie können Musikinstrumente spielen erlernen, sie haben die Möglichkeit, sich an Sportnachmittagen körperlich zu betätigen oder ihrem Gestaltungsdrang in den Handfertigkeitskursen nachzuleben.

Die Schulmusik

Als Institution der Stadtschulen hat die Musikschule die Aufgabe, nach zeitgemäßen musikpädagogischen Grundsätzen innerhalb unserer Schulen musikalische Erziehung und Bildung zu vermitteln. Seit Jahren ist es daher jedem Grenchner Schüler möglich, sich den Schulhauschören anzuschließen oder ein Instrument spielen zu erlernen. Eine neue, moderne Schulmusikkonzeption, die im Jahre 1975 erarbeitet worden ist und zu Beginn des Jahres 1976 in Kraft getreten ist, ermöglicht es nun, den Auftrag zur Musikerziehung noch gezielter und umfassender zu erfüllen.

Die Zielsetzungen der neuen Konzeption sehen folgendermaßen aus: Auf der Vorstufe (Kindergarten, 1. und 2. Schuljahr) sollen alle Kinder einen ersten direkten Kontakt zur Musik erhalten. In den ersten Schuljahren wird der Musikunterricht auf zwei Stunden wöchentlich erhöht und jedem Kind mit einem von der Schule gelieferten Instrument Blockflötenunterricht vermittelt.

Die Elementarstufe umfaßt die Schuljahre drei bis sechs. Hier soll der Musikschüler wöchentlich Einzelunterricht erhalten. In der Regel können die Instrumente Violine, Violoncello, Blockflöte, Klarinette, Trompete/Cornet, Alt- und Tenorhorn, Gitarre und die kleine Trommel er-



Die Jugendmusik erfreut sich großer Beliebtheit.

lernt werden. Vom zweiten Elementarjahr an kann der Musiklehrer gute Schüler bereits zum Ensemblespiel zusammenziehen.

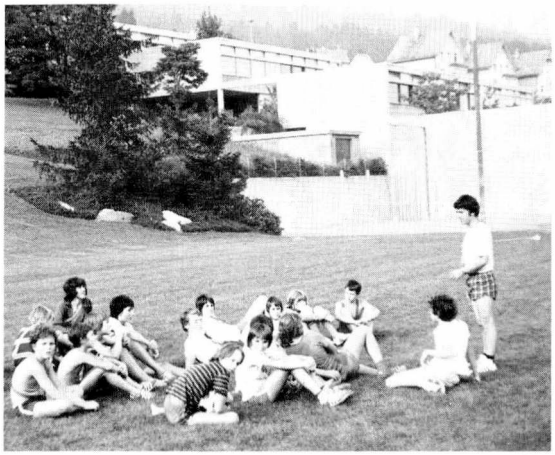
An den Schüler der Oberstufe werden erhöhte Anforderungen in bezug auf Fleiß und Leistung gestellt, und in Absprachen mit den Eltern wird über eine Weiterbildung des Unterrichts entschieden. Als weitere Instrumente kommen Viola, Kontrabaß, Saxophon, Posaune, Bariton und Tuba in Frage. Als Voraussetzung zum Querflötenunterricht muß der Musikschüler das Blockflötenspiel einwandfrei beherrschen.

Weiterbildungsfähige Schüler können auch nach Abschluß der obligatorischen Schulzeit bis zum 20. Altersjahr auf Blas- und Streichinstrumenten Unterricht genießen. Auf dieser Fortbildungsstufe stehen die Ausbildung zum Solospiel und die Vorbereitung für den Eintritt in die Musikvereine, welche von erheblichen Nachwuchssorgen geplagt sind, im Vordergrund.

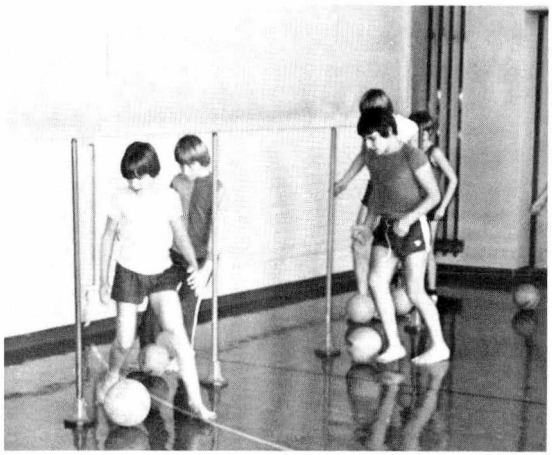
Besonderer Beliebtheit erfreut sich die Knabenmusik, die in den letzten Jahren unter der Leitung von Walter Genhart durch öffentliches Auftreten die Veranstaltungen der Schule und der Gemeinde sehr oft bereichert und durch ihr Spiel viel Freude vermittelt hat. Sie wird nun im Zeichen der Emanzipation in «Jugendmusik» umbenannt, da sie auch Mädchen offensteht.

D a s musikalische Ereignis des Jahres für unsere Schüler bildet jeweils das Schülerkonzert, welches stets im Parktheater vor gefüllten Rängen Zeugnis darüber ablegt, daß an unseren Schulen eine große Arbeit in der Musikerziehung geleistet wird. Dabei treten kleinere Instrumentalgruppen auf, die Schulhauschöre, die Chöre der Bezirks- und der Sekundarschule, die Jugendmusik und das Schülerorchester. Wilhelm Steinbeck, dem Leiter der Musikschule, obliegt die dankbare aber schwierige Aufgabe, jeweils im Wintersemester das Schülerorchester zu den Proben zu formieren und zu einer Einheit zu bringen.

Rund vierzehn Fachlehrer versuchen alljährlich in den Kindern die Freude an der Musik zu wecken, sie für den Eintritt in eines der städtischen Musikkorps, in das Stadtorchester oder in einen Gesangverein vorzubereiten und sie zum freudvollen Musizieren im kleinen Verband, in der Familie oder mit Freunden zu ermuntern.



Die «Teamsitzung» vor dem «Mätschli».



An der Technik kann auch in der Halle gefeilt werden.

Sport zur Gesundhaltung von Körper und Geist

Alarmierende Zahlen von Rekrutenaushebungen über einen erheblichen körperlichen Leistungsrückgang der künftigen Landesverteidiger und die Statistiken aus medizinischen Kreisen über Zunahme von Fettleibigkeit, Kreislaufstörungen, Haltungsschäden und über andere Zivilisationserscheinungen lassen keine Zweifel über die Notwendigkeit, die sportliche Ertüchtigung der Jugend zu fördern, offen. Die drei Lektionen Schulturnen reichen kaum aus, um den Schülern eine genügende körperliche und sportliche Betätigung zu ermöglichen. Es bestehen jedoch Möglichkeiten an Nachmittagskursen teilzunehmen, um in einer bestimmten Sportart speziell gefördert zu werden.

Deutlich an der Spitze der Popularitätsrangliste steht bei der Grenchner Jugend noch immer der Fußballsport. Dies ist in einer Kleinstadt, die seit Jahrzehnten über eine erfolgreiche Nationalligamannschaft verfügt, aus der etliche Spieler sogar zu nationalen Ehren gekommen sind, nicht erstaunlich. Zwei Kurse laufen denn schon seit längerer Zeit unter dem Namen «Mannschaftsspiele» im Halden- und im Kastelsschulhaus. Es ist aber beileibe kein Geheimnis, daß hier vor allen Dingen Fußball gespielt wird, da eben dem Grenchner Schüler, auch wenn er ganz gern ab und zu Korbball, Handball oder Volleyball spielt, dann am meisten an einem runden Leder liegt, wenn er es mit den Füßen und mit dem Kopf behandeln darf. Wenn er einen Gegner «austricksen», mit voller Kraft zu einem Torschuß oder als Torhüter zu einer Robinsonade ansetzen kann. Dann schlägt sein Herz höher, und er fühlt sich vielleicht einen Moment nicht als «Heinzli Meier», sondern als Pélé, als Odermatt oder als Burgener. Es ist dabei nicht so wichtig, ob er gewisse Arten oder Unarten der Stars eine Zeitlang nachahmt. viel wichtiger ist es, daß er sich bewegt, daß er sich im Spiel austobt und daß er sich in eine Mannschaft einfügen und dabei trotzdem seine individuellen Möglichkeiten kennen und einsetzen lernt.

Die Kurse «Mannschaftsspiele» stehen den Schülern vom 5. bis 9. Schuljahr offen. Neben dem «Mätschli», ohne das ein Fußballtraining eben kein Fußballtraining ist, werden konditio-



Üben für den Ernstfall.



Schwimmsport in der schönen Umgebung des Haldenschulhauses.

nelle, technische und taktische Übungen nach den Richtlinien von «Jugend+Sport» durchgeführt. Es wird jeweils ein kurzes Fitnessprogramm durchgeturnt, das die Konditionsfaktoren Schnelligkeit, Ausdauer, Beweglichkeit und Kraft fördert und in den Schülern die Freude an der Bewegung wecken soll.

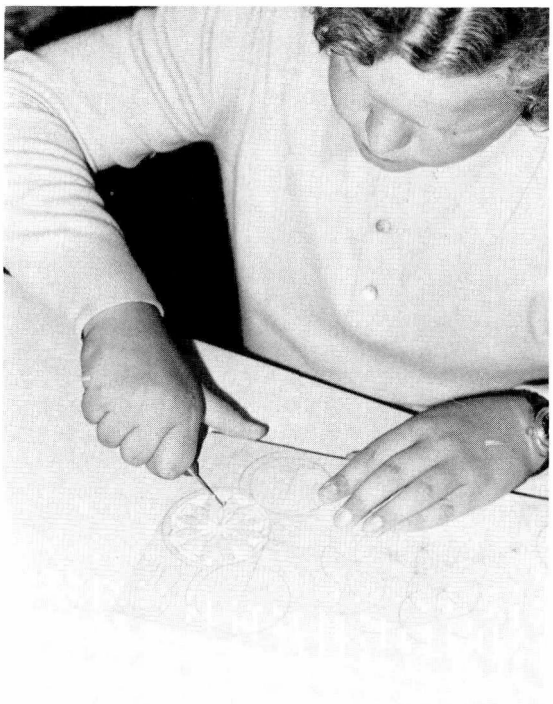
Im Sommersemester werden jeweils Schwimmkurse ausgeschrieben, die im Schwimmbad oder im Bassin beim Haldenschulhaus zur Durchführung gelangen. Sie sind zu sehr vom Wetter abhängig, als daß hier eine wirksame sportliche Förderung möglich wäre. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn im erstmals von der SLRG durchgeführten Wettschwimmen «Die schnellste Grenchner Wasserratte» ein Lengnauer Mädchen und ein Bettlacher Bub unseren Grenchner Kindern die Siege wegschnappten. In Lengnau und Bettlach stehen nämlich die Hallenbäder. Trotzdem ist es wichtig, daß die speziell dafür ausgebildeten Lehrkräfte ihre Bestrebungen weiterführen, schon im Hinblick auf die sich nach der Fertigstellung des Grenchner Hallenbades ergebenden Möglichkeiten.

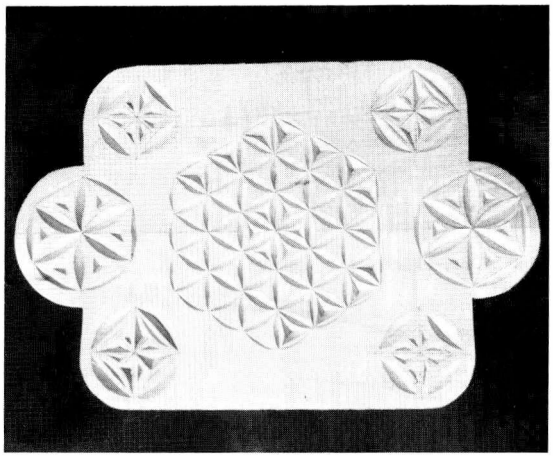
Es ist unbestritten, daß es für die eigene Sicherheit günstig ist, wenn man schwimmen kann. Ebenso unbestritten ist aber die Notwendigkeit, immer mehr Leuten eine Ausbildung zum Lebensretter angedeihen zu lassen. Eine enorm wichtige Vorstufe dazu sind die von Manfred Auer geleiteten Jugend-Rettungsschwimmkurse, die nach den Richtlinien der Schweizerischen Lebensrettungsgesellschaft (SLRG) durchgeführt werden. Der Besuch eines solchen Kurses steht nur sicheren Schwimmern offen. Sie lernen dabei die wichtigsten Transport- und Befreiungsgriffe. Höhepunkt dieser Kurse bildet jeweils die Abschlußprüfung mit einem praktischen und einem theoretischen Teil. Der praktische Teil umfaßt ein Streckentauchen von zwölf Metern, ein Tauchen nach vier Tellern in einer Tiefe von mindestens 1,8 Meter, dem besonders beliebten Dreimeterspringen in voller Bekleidung und einem Streckenschwimmen, wobei dreihundert Meter unter neun Minuten zurückgelegt werden müssen. Dazu kommt die richtige Anwendung der gelernten Griffe. Zum Ausbildungs- und Prüfungsprogramm gehören ebenfalls Wiederbelebungsversuche, die ja unerläßlich sind. Nach bestandener Prüfung sind

die Schüler besonders stolz auf das Jugend-Brevet, das sie dank einer recht großen Leistung entgegennehmen dürfen
Der Schwimmsport wird sehr oft als jene Sportart bezeichnet, die sich zur Linderung von Beschwerden, welche sich durch Haltungs- und Rückenschäden ergeben, sehr gut eignet. Aber auch das Haltungsturnen, das alljährlich im Kursprogramm der Grenchner Schulen eine wichtige Stellung einnimmt, ist in dieser Beziehung sehr wertvoll. Hier kommen die Kinder, welche unter einem Haltungsschaden zu leiden haben, in den Genuß einer Zweckgymnastik, die sie über Jahre hinaus vor einer Verschlechterung ihrer Schäden bewahren kann.
Die sportliche Betätigung in irgendeiner Form soll, solange sie nicht der Gesundheit abträglich ist, gefördert werden, und zwar nicht erst, wenn es gilt, zu heilen und zu lindern, sondern wenn immer möglich, um gesundheitlichen Schäden vorzubeugen.

Gestalten mit eigenen Händen
Zweifellos steckt in jedem Menschen etwas, das man musischen Gestaltungsdrang nennen möchte. Ein Drang, der antreibt, irgend etwas zu formen, zu gestalten, zu erschaffen. Leider aber wird dieser Drang durch die nervöse Hast und die Spezialisierung der modernen Arbeitsweise so stark zurückgedrängt, daß er auch in müßigen Stunden nicht die Kraft zum Durchbruch hat und sich nur durch eine unbestimmte Unzufriedenheit bemerkbar macht. In modernen Wohnsiedlungen bieten sich zudem in der Regel weder Raum noch Gelegenheit zu freizeitlichen manuellen und schöpferischen Arbeiten.
Der Freizeitdienst unserer Schulen will mit seinem Angebot an Handfertigkeitskursen dem Mangel an Möglichkeiten zu gestalterischem und handwerklichem Schaffen entgegentreten und dem Kind Gelegenheit geben, seinen Gestaltungsdrang auszuleben. Mit den verschiedensten Werkstoffen kann das Kind umgehen und Gebrauchs- oder Ziergegenstände herstellen lernen, vom Papier über das Holz und das Metall bis zum Ton. Es lernt umgehen mit Werkzeugen, mit Farben und Lacken, und es fördert sein Formen- und Farbengefühl. Dabei werden in hohem Maße seine Ausdauer, seine Sorgfalt, seine Konzentrationsfähigkeit und sein Sinn für «das schöne Werk» geschult, Kräfte also, die ihm in jedem andern Lebensbereich zugute kommen werden.
Die Kurse «Cartonnage» und «Basteln», in denen vor allen Dingen Papier, Karton und Wegwerfgegenstände bearbeitet wurden, sind in letzter Zeit durch Keramik- und Holzbearbeitungskurse ersetzt worden. Holz- oder Metallbearbeitung wird an der Oberstufe als Pflicht-

Das Kerbschnitzen verlangt Sorgfalt und Ausdauer.





Auf diese Arbeit kann der Schüler stolz sein.

fach erteilt, doch ist es natürlich bei beiden Werkstoffen nicht möglich, alle Techniken im Unterricht aufzuzeigen. Deshalb beschränken sich die Kurse in der Regel auf eine ganz bestimmte Technik

So ist es auch beim Kerbschnitzkurs, in dem der Schüler mit einer traditionellen Volkskunst vertraut gemacht wird. In früheren Jahrhunderten kannte jeder Steinmetz, jeder Schmied und jeder Handwerker, der Holz verarbeitete, das Zieren in Kerbtechnik. Die Zier war sogar häufig ein wesentlicher Bestandteil der Architektur. Heute ist die Lust und die Freude am ornamentalen Gestalten zurückgekehrt, und eine große Zahl Erwachsener besucht die verschiedenen Kurse, die an Volkshochschulen oder an Clubschulen in Kerbschnitzerei und Bauernmalerei gegeben werden.

Auch im Kerbschnitzkurs an unserer Schule, der von Sekundarlehrer Oskar Keller gegeben wird, steht die Bauernmalerei mit auf dem Programm. Beide Techniken erfordern vom Schüler äußerste Sorgfalt und Exaktheit und ein hohes Maß an Geduld und Ausdauer. Viele Schüler halten jeweils nicht durch und geben den Kurs nach einigen Wochen auf. Jene aber, die durchhalten, können auf ihre Erzeugnisse, aber auch auf ihren Durchhaltewillen und auf ihre Leistung stolz sein.

Zur Kerbschnitzerei wird ein gut geschliffenes Schnitzmesser benötigt sowie zum Vorzeichnen Bleistift, Maßstab und Zirkel. Wie bei der Bauernmalerei kann der Schüler auch hier Motive ab Vorlagen übernehmen. Er kann die Formen aber auch abwandeln oder neue konstruieren. Dabei lernt er gleichzeitig hervorragend mit dem Zirkel umgehen und gewisse Gesetzmäßigkeiten des Kreises kennen. Begonnen wird mit einfachen Rosetten, später kommen Gitter- und Flechtornamente, pflanzliche und tierische Ornamente dazu. Mit dem Dreischnitt, dem Rillenschnitt und dem Bogenschnitt bringt der Schüler bald die schönsten Verzierungen zustande. Lindenholz eignet sich für die Kerbschnitzereien am besten, da es weich ist und dem Schüler am ehesten saubere Schnitte erlaubt.

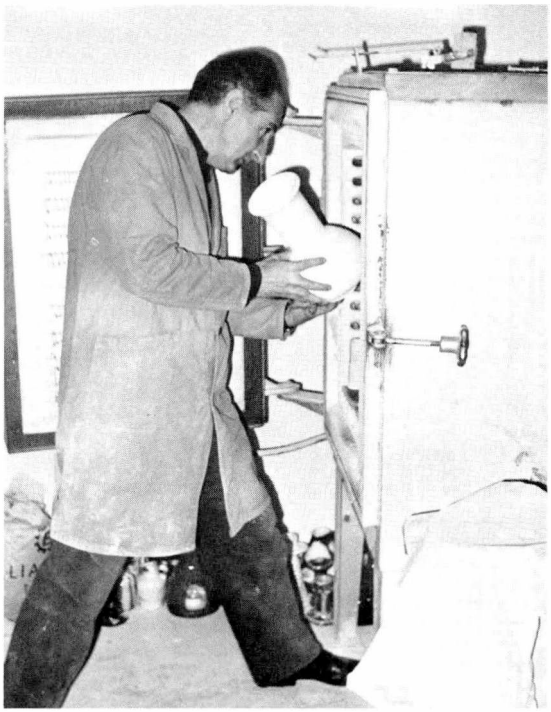
Fast so alt wie das Kulturschaffen ist die farbige Zier an Haus und Möbel. Daher haben gewisse Ornamentarten ein Herkommen und eine Entwicklung, die mehr als tausend Jahre zurückreicht. Ihr Wesen aber ist zeitlos und erfreut sich heute wieder ganz besonderer Beliebtheit. Auch die Schüler der oberen Klassen lieben das ornamentale Verzieren mit dem feinen Pinsel. Sie lernen dabei den Wert alter und vor allem echter Volkskunst kennen und schätzen.

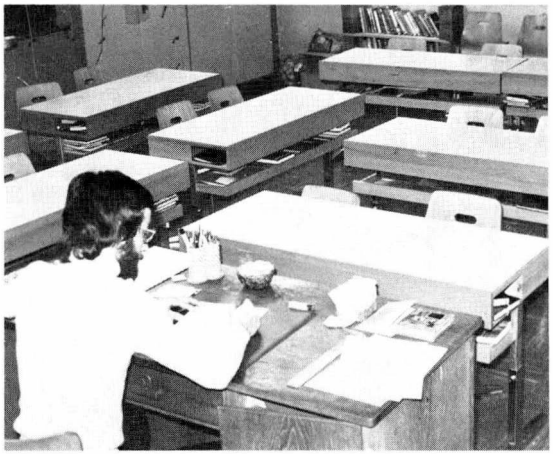
Neben dem Gefühl für die Ornamentik kann der Schüler wichtige Erfahrungen im Farbenmischen und Farbenanordnen, im Lackieren, Lasieren und Patinieren sammeln. Er ist später einmal in der Lage, in seiner Freizeit alte Möbelstücke, Schachteln und andere Gebrauchsgegenstände zu verzieren und so sein Heim nach eigenem Geschmack zu verschönern.

Eine große Nachfrage besteht bei den Schülern nach Keramikkursen. Eine Zeitlang wurden nicht weniger als zehn solcher Kurse mit insgesamt etwa hundertfünfzig Kindern geführt!

Heute sind es nur noch drei, da aus Kostengründen das Alter der Schüler und der Kursbestand hinaufgesetzt und damit die Kurszahl limitiert wurde. Die außerordentliche Beliebtheit des keramischen Gestaltens läßt sich dadurch erklären, daß das Kneten, Quetschen, Drücken und Formen eher eine lustbetonte Betätigung ist. Das Kind ist nicht gezwungen, zuerst mit Werkzeugen umgehen zu lernen, es kommt sofort mit dem Werkstoff in direkten Kontakt, mit einem Werkstoff zudem, der sich sehr nachgiebig zeigt und mit dem sich nach Belieben alles herstellen läßt, vom Untersätzchen über den Kerzenständer, den Aschenbecher, die Schale, die Vase bis zu den Figuren aus der Tier- und Fabelwelt und andern Ziergegenständen zum Aufstellen oder zum Spielen. Jedes Kind, auch das manuell unbegabte, ist in der Lage, den Werkstoff Ton ohne erhebliche fremde Hilfe zu einem Gegenstand zu formen. Es kann sich hier schöpferisch ausleben und seinem Gestaltungsdrang voll und ganz Ausdruck verleihen. Allerdings ist es mit dem Formen noch nicht getan. Das «Werk» muß nach dem Trocknen geschliffen werden, was nun einiges an Sorgfalt und Ausdauer verlangt. Das Bemalen mit Farben kann auf verschiedene Art geschehen. An unseren Schulen wird vorwiegend Engobe verwendet, selten kommen auch Unterglasurfarben oder farbige Glasuren zur Anwendung. Der Schüler lernt erkennen, daß er das Bemalen oder das Verzieren der Form anpassen muß und daß sich ein Vorausdenken lohnt. Nach dem Bemalen kommen die Gegenstände in den Brennofen, der sich im Schulhaus IV befindet. Curdin Rest, Heilpädagoge an unserer Hilfsschule, hat sich jahrelang mit der Behandlung von Keramikwaren auseinandergesetzt und besorgt mit einem anderen Lehrer zusammen das Brennen und Glasieren. Für den ersten Brand, den Roh- oder Vorbrand, wird der Ofen auf 900 Grad erhitzt. Nach dem Abkalten werden die Gegenstände glasiert, wobei vor allen Dingen bei der Verwendung von farbigen Glasuren, wegen der verschiedenen Schmelztemperaturen der in den Glasuren enthaltenen Metalloxyde, genaue Berechnungen angestellt werden müssen. Die Glasuren werden im Spritz- oder Tauchverfahren aufgetragen, wobei das Tauchverfahren gegenüber der exakteren Spritztechnik den Vorteil hat, daß dafür weniger Zeit aufgewendet werden muß. Jeder Gegenstand muß beim Glasurbrand auf einem Dreispitz in den Ofen gestellt werden, damit er nicht mit den Steinplatten zusammenschmilzt. Beim zweiten Mal muß der Ofen auf tausend Grad erhitzt werden, wobei diese Temperatur nach etwa fünfzehn Stunden — beim Rohbrand geht es etwas länger — erreicht wird. Ein Gebrauchs- oder ein

Curdin Rest ist verantwortlich für den Brennofen.





So sah es am Anfang in den Hausaufgabenstunden aus: Ein Lehrer ohne Schüler.

Ziergegenstand, der gut herausgekommen ist, weckt im Kind ein Gefühl der Genugtuung und des Stolzes über seine Leistung und spornt es zu weiteren Taten an. Dies ist ja wohl auch eines der größten Hauptanliegen des Freizeitdienstes unserer Schulen.

Das Freizeitprogramm sieht nicht immer gleich aus. Es sind mit Erfolg auch schon Kurse wie Segelflugbau, Orientierungslauf, Fitness oder Tennis durchgeführt worden. Weniger erfolgreich verlief der Versuch, Hausaufgabenhilfestunden anzubieten. Die Beteiligung blieb weit unter den Erwartungen zurück; in einem Schulkreis befand sich zu Beginn des Kurses außer dem Lehrer nicht ein einziger Schüler im Schulzimmer, auch später war die Beteiligungszahl nicht so groß, daß sich eine Weiterführung aufgedrängt hätte. Deshalb wurde die Hausaufgabenhilfe ein halbes Jahr nach der versuchsweisen Einführung wieder sistiert. Es zeigte sich, daß das Problem der Hausaufgaben nicht auf diese Weise gelöst werden kann. Ob es überhaupt sinnvoll ist, eine Tätigkeit, die zur eigentlichen Schularbeit gehört, in den Freizeitdienst einzubauen, oder ob das Hausaufgabenproblem nicht besser im Gespräch zwischen Lehrern und Eltern gelöst werden sollte, ist eine Frage, der die Berechtigung nicht abzusprechen ist.

Die Hälfte aller Schüler genießt zusätzlichen Unterricht

Dank dem Einsatz seitens der Schuldirektion und der Lehrerschaft besitzt unsere Schule heute einen sehr umfassenden Freizeitdienst. Die folgende Statistik vom 28. Februar 1975 zeigt, daß von den 3162 Grenchner Schülern ziemlich genau die Hälfte vom Angebot des zusätzlichen Unterrichtes Gebrauch macht.

Gesangsunterricht (Bez.-Schule)	468	Schüler
Chorsingen (Schulhauschöre)	333	»
Instrumentalunterricht	60	»
Blasmusikunterricht	100	»
Blockflöten- und Gitarrenkurse	197	»
Handfertigkeit	148	»
Sportnachmittage	258	»
Total	1564	Schüler

Ein Freizeitprogramm dieses Ausmaßes verursacht Kosten. Es werden Instrumente und Uniformen benötigt, Material und Werkzeuge, und die Honorare für die Kursleiter müssen bezahlt werden. Für die Belange der Schulmusik wurde 1974 ein Aufwand von über 180000 Franken betrieben, für die Sportnachmittage und den Handfertigkeitsunterricht rund 40000 Franken. In besonders teuren Kursen (Handfertigkeit, Instrumentalunterricht) wird eine eher symbolische Semester-Gebühr von zehn Franken erhoben. Der Rest fließt aus der Stadtkasse, und er fließt für eine gute Sache. Für eine Sache, die es so lange zu erhalten gilt, als uns die Gemütsbildung und die Erziehung unserer Jugend durch eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung am Herzen liegt. Die Erziehung zur Freude am Musizieren, am manuellen und lustvollen Gestalten und an der Gesunderhaltung von Körper und Geist durch Spiel und Sport.

Rainer W. Walter

Die Farner Werke — ein Grenchner Pionierunternehmen





Startbereit stehen die von den Farner Werken montierten «Flamingos».

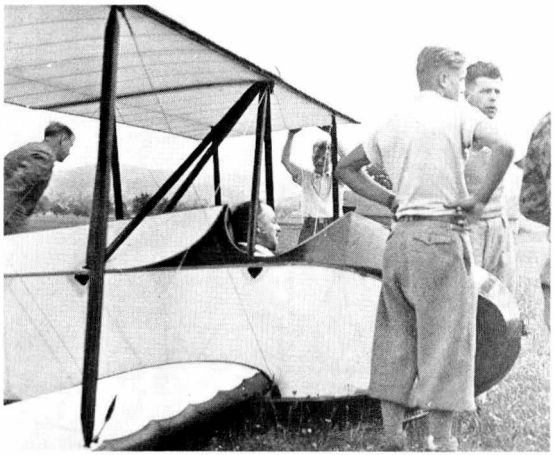
Zwei Begriffe sind eng miteinander verbunden: Der Grenchner Flugplatz und die Farner Werke. Beide erlebten gleichsam als Schicksalsgemeinschaft das Auf und Ab des Schweizer Flugwesens. Wenn wir heute zum Flugplatz wandern, so sehen wir links an der Straße, etwas zurückversetzt, das 1973 erstellte Gebäude der Farner Werke, und kaum einer ahnt, daß hier ein Mann an der Arbeit ist, der die Schweizer Fluggeschichte aktiv beeinflußte und heute zu den Flugpionieren im besten Sinne des Wortes zu zählen ist: Willy Farner.

Wenn wir nun über die Farner Werke berichten wollen, so können wir dies nicht tun, ohne gleichzeitig aus der Lebensgeschichte ihres Schöpfers zu erzählen.

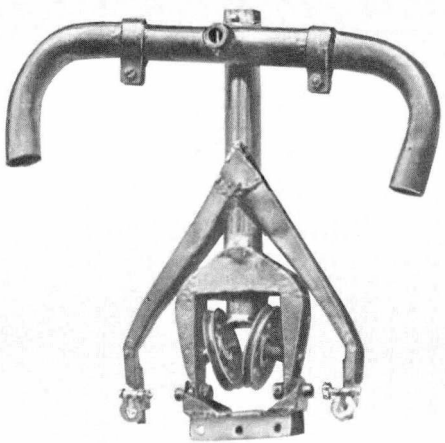
Wilhelm August Albert Farner wurde am 6. Oktober 1905 in Köln geboren. Als Siebenjähriger zog Willy Farner zusammen mit seinen Eltern nach Russland (Ukraine), wo er bis 1919 lebte. In diesem Jahre kehrten die Eltern zusammen mit dem nun 14jährigen Willy in die Schweiz zurück. Die Bezirksschule absolvierte Willy Farner im solothurnischen Dornach und anschließend die Industrieschule Zürich. Mit deren Maturazeugnis in der Tasche besuchte er ab 1925 die ETH Zürich, die er mit dem Diplomabschluß 1930 verließ. Ganz kehrte der junge Ingenieur der ETH den Rücken nicht zu, sondern war Hospitant an der 1931 gegründeten Flugingenieurabteilung der ETH und nahm an den Kolloquien von Prof. Ackeret teil.

Die Sache mit dem Fliegen

Willy Farners fliegerische Tätigkeit geht auf das Jahr 1919 zurück. Damals baute der junge Bezirksschüler in Dornach seine ersten Flugmodelle. Vier Jahre später, 1923, wurde er Segelflieger. Das Brevet eines Berufspiloten erwarb Willy Farner im Jahre 1932. In diesem Jahre machte der Flugpionier weltweit von sich reden. Als erster Pilot der Welt flog er am internat. Flugmeeting von Dübendorf Segelflugakrobatik. Und nochmals machte Willy Farner in diesem Jahre Schlagzeilen, als er als erster die Alpen im Schleppflug überquerte. Die Fliegerei schlug Willy Farner von allem Anfang an in Bann und ließ ihn nicht mehr los. Und mochte die Lage noch so schwierig sein, Willy Farner hielt der Fliegerei die Treue. Es versteht sich deshalb







1934: Im Arbeitslosen-Umschulkurs Grenchen wurden 10 Schuldoppeldecker W.F.7 fabriziert und an verschiedene Segelfluggruppen für nur Fr. 1200.—/Stück verkauft (im Pilotensitz August Farner (1877), Vater von W.F.)

1934: Im gleichen Kurs wurden 6 Trainingssegelflugzeuge W.F.8 gebaut und für nur Fr. 1800.—/Stück an diverse Segelfluggruppen verkauft. Der W.F.8 hatte nur 66 kg Gewicht und war wegen seiner zurückklappbaren Flügel und wegen des hochklappbaren Höhenleitwerks äußerst praktisch im Einsatz und Transport. (Im Hintergrund: Stockhorn bei Thun)

1933: Für den Liegegleiter W.F.6 wurde für Hochleistungssegelflüge eine spezielle Zentral-Steuerung entwickelt und mit Erfolg eingesetzt.



1938: Auf dem Bielersee wurde ein Messerschmitt-Ganzmetallflugzeug Me.18.d auf Schwimmer montiert. Das als Landflugzeug 8plätzige Flugzeug konnte auf dem Wasser noch mit 6 Personen eingesetzt werden. Leider mußten die sehr befriedigenden Flugversuche wegen des Kriegsausbruchs abgebrochen werden.

fast von selbst, daß er 1926 die Rekrutenschule bei der Fliegertruppe in Dübendorf absolvierte. Nach UO- und Aspirantenschule wurde der Militärpilot bereits 1928 zum Oberleutnant der Fliegertruppe befördert.

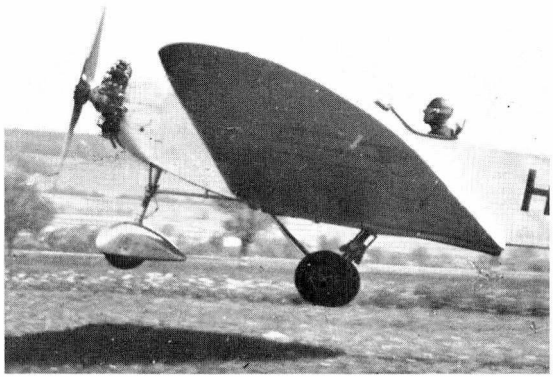
Doch damit nicht genug. 1938 wurde Willy Farner auch Wasserflugzeugflieger und erhielt das Brevet, die eleganten Wasserflugzeuge zu führen. Unmittelbar nach Kriegsende, 1945, erwarb Willy Farner das Diplom als Berufspilotenfluglehrer für Land- und Wasserflugzeuge. Heute noch kann man den unverwüstlichen und idealistischen Flugpionier am Steuerknüppel einer Flugmaschine seine Volten fliegen sehen.

Geboren in der Zeit der Arbeitslosigkeit

1931, er war damals als Allroundexperte in der Zürcher Niederlassung des Weltunternehmens «Bureau Veritas, Paris» tätig, kam Willy Farner nach Grenchen. Hier, in der Hochburg der Uhrenindustrie, herrschte die leider nur zu gut bekannte Krise der Dreißigerjahre. Stellenlose Arbeiter, Not, Sorgen und eine ungewisse Zukunft. Mit verschiedenen Aktionen versuchte man damals in unserer Gegend die Stellenlosen zu beschäftigen und neue Industrie zuzuziehen. Als Berater für den «Umschulungskurs für arbeitslose Uhrmacher» war Willy Farner in Grenchen tätig. Im Verlaufe dieses Kurses wurden 24 Männer zu Flugzeugbauern umgeschult. Sie bildeten den Grundstock der 1934 als Einzelfirma gegründeten Unternehmung W. Farner. Zu Kriegsbeginn wurde diese Firma in die Farner Flugzeugbau AG umgewandelt, die wiederum 1946 mit der Farner Motorenbau AG, Moutier, fusionierte und unter dem Namen Farner Werke AG bis heute einen ausgezeichneten Ruf als Flugzeugbau-Unternehmen über die Landesgrenzen hinaus genießt.

Aus der wechselhaften Geschichte der Farner Werke

In der Geschichte der Farner Werke widerspiegelt sich die Geschichte der schweizerischen Flugzeugindustrie ganz allgemein. Wenn wir heute Rückschau halten, so fällt jedem auf, daß die Geschichte der helvetischen Flugzeugindustrie auch die Geschichte der verpaßten Chancen ist. Wer weiß, wenn damals, kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges, nicht Verzagt-



1941: Ein Klemm Kl. 25 wurde mit einem Bugradfahrwerk ausgerüstet. Die guten Erfahrungen mit dieser Konstruktion hat bei der Entwicklung des W. F. 12 und anderer Flugzeugtypen mit Bugrad sehr geholfen.

heit geherrscht hätte, so könnte heute unser Land eine weit gewichtigere Rolle in der internationalen Flugzeugindustrie spielen. Die Voraussetzungen waren jedenfalls gegeben.
1933 wurde unter der Leitung von Willy Farner und Jean Marthaler die Fabrikation der Segelflugzeuge WF-7 und WF-8 aufgenommen. Die Segelflugzeugreparaturen wurden 1934 mit vier Mann aufgenommen, bald aber zählte man 84 Beschäftigte. 1938 erhielt die Farner Werke AG den Auftrag, 170 Bückerflugzeuge mit Rippen, Leitwerken und Querrudern auszurüsten. Während des Krieges rüsteten die Farner Werke so bekannte Flugmaschinen wie die Moran mit Leitwerken und Kabinendächern aus. Andere Flugzeugtypen wurden auf dem Flugplatz Grenchen mit Waffen bestückt.
Neben all diesen Aufträgen des Militärs konstruierte Willy Farner in den Jahren 1934 bis 44 zahlreiche Maschinen, die bei den Piloten dank ihren Neuerungen auf großes Interesse stießen. Genial durchdachte Konstruktionspläne konnten zum Wohle der Aviatik verwirklicht werden.

Doch dann kam die Wende. Fast über Nacht erlitt die erfolgversprechende Flugzeugindustrie unseres Landes eine schwere Einbuße, von der sie sich bis heute eigentlich noch nicht richtig erholt hat. Im Oktober 1944 wurde ein Produktionsauftrag für 100 Maschinen vom Typ C 3604 sistiert und nach Kriegsende gar vollständig aufgehoben. Bei dieser Maßnahme ging nicht nur viel wertvolles Material verloren, sondern 4 000 Facharbeiter, Spezialisten des Flugzeugbaus, wurden stellenlos.
Weil auch der Wartungs- und Reparaturdienst zu wenig in Anspruch genommen werden konnte, verlegte sich Willy Farner in dieser für ihn und seinen Betrieb so schweren Zeit auf die Fabrikation verschiedenster Dinge. Kühlschränke, Zeichengeräte, Aluminium-Fischbehälter, Kugeldrehapparate und weitere zwei Dutzend verschiedener Produkte verließen die Werkstätten der Farner Werke. Trotz aller Anstrengungen gelang es Willy Farner nicht, die Belegschaft von 120 Mann durch diese Krisenzeit zu bringen. Das Firmenvermögen war aufgebraucht und auch das Privatkapital des Firmeninhabers praktisch erschöpft, als sich Willy Farner 1950 entschließen mußte, die Belegschaft seines Unternehmens auf 12 Mann zu verringern.

Wiederaufstieg

Seit dem schicksalhaften Jahr 1950 konnte die Firma Farner Werke AG langsam, aber stetig wieder aufgebaut werden. Heute sind in Grenchen und Sitten 36 Mann beschäftigt. Dieser Aufstieg war möglich durch die immer zunehmendere Popularisierung des Flugsportes einerseits und durch die stets komplizierter werdenden Einrichtungen der Flugzeuge anderseits. In Sitten besitzt die Firma Farner Werke eine Werkanlage, wo dank der 2500 m langen Piste auch Düsenflugzeuge für das Militär und größere Geschäftsreiseflugmaschinen gewartet werden können. In Grenchen konnten 1968 die bisher gemieteten Lokalitäten und ein Grund-



1943: Ganz neu entwickelt wurde das zweisitzige Schulflugzeug W.F.12, das mit Bugradfahrwerk und einem Fernantrieb ausgerüstet war. Diese tiefliegende Konstruktion mit vorzüglicher Sicht hätte sich sehr gut für die Umschulung von Segelfliegern zu Motorpiloten geeignet. Leider fehlten die Mittel für einen Serienbau.

1944: Fast gleichzeitig mit dem W.F.12 wurde der Motorsegler W.F.23 gebaut. Dieser Typ hatte Einziehfahrwerk, konnte aber auch mit horizontal arretiertem Propeller wie ein Segelflugzeug auf der Kufe landen. Zum Segeln wurde der Motor abgestellt, während die Luftschraube mit Freilauf weiterdrehte, was einen minimalen Widerstand bedingte.



stück von rund 11 000 m² erworben werden. Auf lange Sicht gesehen ist hier auch ein größerer Ausbau der Farner Werke noch möglich.

Seit 1976 beschäftigt sich die Firma Farner Werke auch wieder mit dem Flugzeugbau. Größere Aufträge zum Bau der bekannten Schul- und Akro-Flugmaschinen «Flamingo» lassen in Grenchen Willy Farner einen alten Traum verwirklichen, nämlich selber Flugzeuge zu bauen. Und wer Willy Farner kennt, mit ihm durch die Räume seines Betriebes geht, ihn sprechen hört, der weiß, daß dieser Mann mit seinem enormen Fachwissen, seiner Vitalität und seinem Pioniergeist zusammen mit seinem Team absolut in der Lage ist, weitere Konstruktionen zu verwirklichen. Es ist gerade das, was an der Persönlichkeit Willy Farners fasziniert, trotz aller Rückschläge, trotz Schwierigkeiten und einer falschen Einschätzung der geistigen und technischen Kapazitäten der Schweizer Flugzeugindustrie, er resignierte nie. Mit Elan, Mut, Zähigkeit und persönlicher Risikobereitschaft ging er daran, das zu verwirklichen, was er für richtig hielt.

Willy Farners Impulse

Es muß festgehalten werden, daß der Unternehmer und Flugpionier Willy Farner in seinen Bestrebungen durch sehr wertvolle Mitarbeiter unterstützt wurde. Aus dem Kader der Farner-Leute gingen auch die Gründer mehrerer selbständiger Firmen hervor. Unter der Initiative von C.W. Schnyder erblickte das Fliegerlager Grenchen das Licht der Welt und entstand unter der Führung von Dipl. Ing. H. Sandmeier (Wisa-Gloria, Lenzburg) die Aviag AG. Diese beiden Unternehmen gingen kurz nach ihrer Gründung leider wieder ein. Die Gebrüder Lehmann gründeten ein Unternehmen der Präzisionsmechanik in Grenchen. Alfred Schärer schuf einen Betrieb im Sektor Apparatebau und Ernst Iseli ebenfalls in Grenchen eine Gravieranstalt. Walter Schüpbach, ebenfalls ein guter Farner-Mann, gründete in unserer Stadt eine Modellschreinerei. Besonders gut etabliert ist in unserer Gemeinde die Mecaplex, gegründet von J. Marthaler, Hans Lüthi und G. Capitaine, die einige Zeit für die Farner Werke eine Konkurrenz darstellte, heute aber bei der Herstellung des Flamingo einen wertvollen Unterlieferanten darstellt. Hier wirken übrigens auch die Pilatus-Flugzeugwerke (Stans) und das Eidg. Flugzeugwerk (Emmen) mit.
Und wenn wir heute die Flamingo-Produktion erwähnen, so müssen und dürfen wir auch Bernhard Müller erwähnen, der seit rund 30 Jahren den Farner Werken angehört. Bernhard Müller, langjähriges Mitglied der Schweizerischen National-Segelflugmannschaft, gehört seit 20 Jahren der Firma Farner Werke AG als Technischer Direktor an. In dieser Eigenschaft beschäftigt er sich natürlich besonders stark mit der Flamingo-Produktion.

Die Farner Werke —bedeutungsvoll für unsere Stadt

In der Krisenzeit entstanden, war das Unternehmen Willy Farners eine wertvolle Bereicherung des Arbeitsplatzangebotes. Heute, in einer neuen Zeit wirtschaftlicher Rezession, sind die Farner Werke AG ein Unternehmen, das weit weniger auf die weltweiten wirtschaftlichen Ereignisse reagiert und für seine Beschäftigten einen sicheren Arbeitsplatz garantiert. Es ist für die Grenchner gerade jetzt von größter wirtschaftlicher Bedeutung, daß derartige Unternehmen existieren können. Der Pioniergeist hat sich durchgesetzt!

Hans Kaufmann

Jahreschronik

Januar

1. Grenchen zählt 20 103 Einwohner (Vorjahr 20 253)
6. Eusebiushof und Rüeflihaus werden abgebrochen; hier soll das röm.-kath. Pfarreizentrum entstehen.
27. Im Parktheater übergibt Landammann Dr. A. Wyser die solothurnischen Kulturpreise, u. a. an die drei Grenchner Peter Wullimann, Antoine Pfister und Dr. Otto Kaiser.

— Seit Mitte des Monats ist das Restaurant Burgunderhalle geschlossen.

— Von Ende Monat an muß in großen Industriebetrieben Kurzarbeit eingeführt werden, und wegen der schlechten Wirtschaftslage sind sogar Entlassungen nötig.

Februar

9. Höhepunkt der Grenchner Fasnacht ist der traditionelle Umzug.
17. 64jährig stirbt Ernst Schweingruber, früherer Mitinhaber der Buchdruckerei Schmelzi,



Das Arbeitsamt erhält große Bedeutung



Das Bachtelenbad vor dem Ausbau

1965 — 1969 Statthalter der Einwohnergemeinde Grenchen.

18. Ebenfalls 64jährig stirbt Paul Wälti, alt Kantonsrat, Mitglied der Gemeinderatskommission 1957 — 1961, erster Präsident des Stiftungsrates der Alterssiedlung.

— Der Kantonsrat beschließt einen Beitrag von 6 Millionen Franken für die vorgesehenen Neubauten des Kinderheims St. Josef.

23. Musikdirektor Ernst Märki, der 47 Jahre im Dienste der reformierten Kirchgemeinde stand, tritt zurück.

März

2. Trotz Volksmehr scheitert in der eidg. Volksabstimmung der Konjunkturartikel am Ständemehr. In Grenchen wird der Artikel bei einer Stimmbeteiligung von 23 % mit 1460 Ja gegen 1150 Nein angenommen.

6. 95jährig starb in Worben der Grenchner Bürger Dr. Josef Luterbacher, alt Gymnasiallehrer in Burgdorf und Privatdozent für Experimentalphysik und Meteorologie an der Universität Bern.

8. In der Alten Turnhalle tritt Catch-Weltmeister René Lasartesse auf.

20. Eröffnung des neuen Coop-Centers. Mit dessen Vollendung wurde die Personenunterführung unter der Solothurnstraße begehbar.

26. Bezirkslehrer Dr. W. Strub, seit 1941 an der Bezirksschule Grenchen tätig, tritt zurück.

— Die Gemeindeversammlung verwirft die Einmietung von Stadtbauamt und Stadtplanungsamt im COOP-Hochhaus.

31. Dr. Fritz Grütter demissioniert als Direktor des Abendtechnikums Grenchen-Solothurn. Sein Nachfolger ist dipl. Ing. ETH Fritz Glarner.

— In der ASUAG-Gruppe der Uhrenindustrie muß die Arbeitszeit um 10 — 20 % verkürzt werden.

April

7. — 11. Tausende von Kindern erfreuen sich an der großen Aktion «Spielplausch».



Der erste der neuen orangefarbenen BGU-Busse

— Auf dem Gelände des Eichholzschulhauses entsteht ein Plastik-Garten mit Werken zeitgenössischer Künstler.
— Die Jahresrechnung 1974 der Einwohnergemeinde Grenchen schließt bei 42,8 Millionen Franken Einnahmen und 44,5 Millionen Ausgaben mit einem Defizit von 1,7 Millionen ab, 4,5 Millionen besser als im Voranschlag vorgesehen.
— Der Marktplatz wird neu gestaltet.

10. Auf Initiative von Fürsprech Erich Wolf wird die Stiftung Jura-Sternwarte Grenchen gegründet.

Mai

1. Die Maifeier steht im Zeichen des Konjunkturrückganges und der Kurzarbeit in vielen Industriebetrieben.

— Die direkten Zugsverbindungen mit Paris, Mailand und Port Bou fallen weg; dafür halten am Bahnhof Süd jetzt alle Schnellzüge.

3. Kantonale Offizierstagung in Grenchen.
4. Landtagung des Historischen Vereins des Kantons Solothurn in Grenchen.
6. Nach 50jähriger Tätigkeit in der Uhrenindustrie trat Dr. R.F. Schild-Comtesse als Präsident des Verwaltungsrates der ETA AG in den Ruhestand.
16. Bei einer Stimmbeteiligung von 34,2 % genehmigen die Stimmbürger mit 2129 Ja gegen 1760 Nein den Kauf des Fußballstadions.
24. u. 25. Großer Basar der christ-katholischen Kirchgemeinde zur Einweihung des neuen Gemeindezentrums.
28. Um eine AG gründen zu können, wurde die bisherige Genossenschaft Busbetrieb Grenchen und Umgebung aufgelöst.
30. Kantonale Wanderausstellung zum Jahr der Denkmalpflege in der Aula des Schulhauses IV.



Das Zeltlager der Grenchner Pamirexpedition am Pik Petrowski

Juni

1. Orgelweihe als Abschluß der Renovation der röm.-kath. Pfarrkirche.
8. In der eidg. Volksabstimmung stimmt Grenchen dem Schutz der Währung mit 3 656 Ja gegen 1163 Nein zu; die Finanzierung der Nationalstraßen wird mit 2035 gegen 2787, die Änderung des Generalzolltarifs mit 1750 gegen 3 061 und die Erhöhung der Steuereinnahmen mit 2 391 gegen 2 424 Stimmen verworfen.
16. Die Grenchner Bevölkerung ist erschüttert über die Nachricht vom gewaltsamen Tode des äußerst beliebten Grenchner Arztes Dr. Bruno Kummer, der seine Praxis seit kurzem nach Solothurn verlegt hatte.
20. Aussprache des Gesamtregierungsrates mit den Mitgliedern der Gemeinderatskommission über aktuelle Gemeindeprobleme.
26. — 29. Schweizerische Motorflug-Meisterschaften auf dem Grenchner Flugplatz. Schweizer Meister der Kat. A wurden die beiden Grenchner Kurt Stuber und Jürg Marti.
29. Einweihung der von Fritz Flury geschaffenen Gedenkstätte für den großen Initianten des Grenchner Flugwesens Adolf Schild auf dem Flugplatz.
20. 71jährig starb Libero Belloni, langjähriger Präsident der Bibliothekskommission.

— Baubeginn der Friedhoferweiterung.

Juli

— 18 Grenchner Alpinisten reisen zur Expedition ins Pamirgebirge ab.

August

1. Kantonsrat Fritz Hirzel hält die Ansprache zur Feier des 1. August.

— Walter Emchs Grafikbuch «Vo Gränche bygott», mit Textbeiträgen von Gerald Lechner und Rainer W. Walter erscheint.

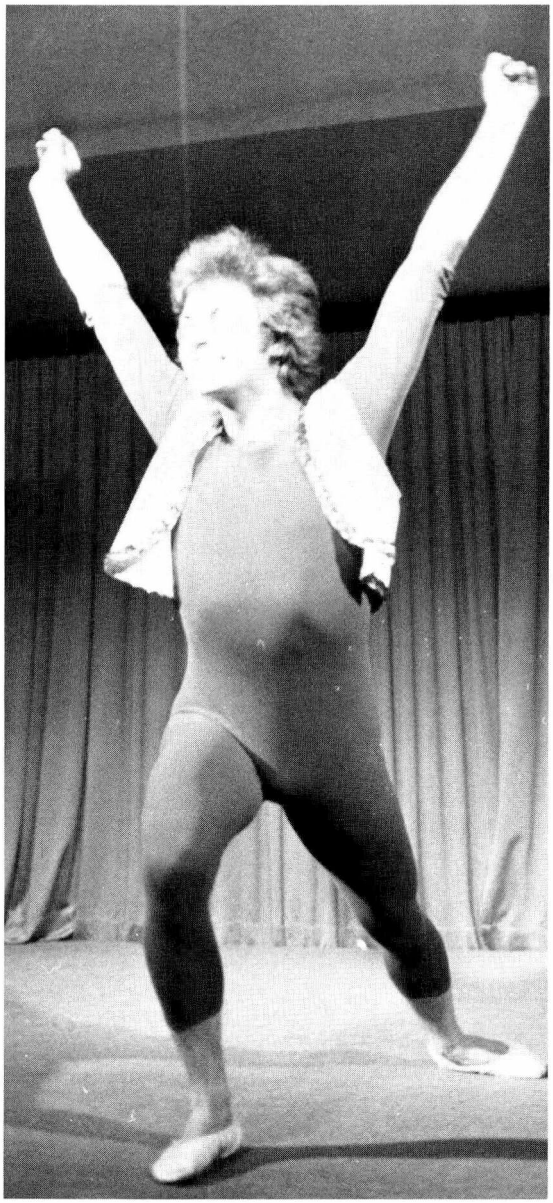
31. Grenchen weist 207 Arbeitslose auf, dazu kommen etwa 6 000 Arbeitsplätze mit reduzierter Arbeitszeit.

September

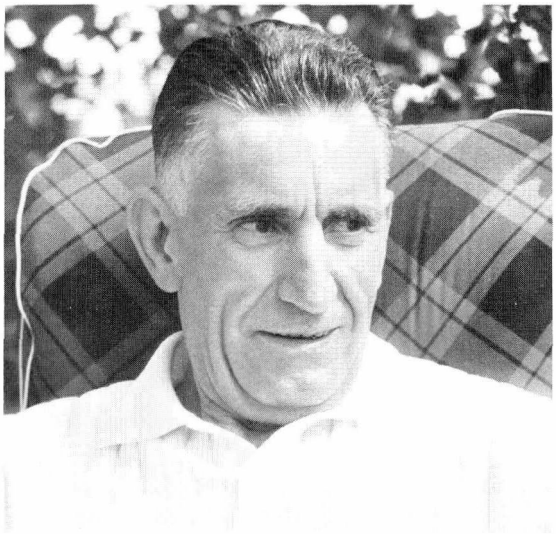
11. Gedenkfeier zum 100. Geburtstag des Solothurner Dichters Josef Reinhart in Grenchen.
— Nach 11jähriger Tätigkeit als protestantischer Pfarrer verläßt Micael Romano Grenchen.
28. Das im Kanton verworfene Gesetz über die Erhebung einer Zuschlagssteuer auf hohen Einkommen wird in Grenchen bei einer Stimmbeteiligung von nur 19,3% mit 1127 Ja gegen 960 Nein angenommen.
27. Vernissage der Ausstellung von Werken des Grenchner Künstlers Ferdinand Kaus.
— Der Grenchner Walter Joseph gewinnt mit seinem Marsch «Biel 1976 Bienne» den Kompositionswettbewerb des Eidg. Musikfestes.

Oktober

14. Mit 1172 Nein gegen 256 Ja spricht sich die Grenchner Gemeindeversammlung gegen einen Anschluß an die Autobahn N5 aus. An der Rekord-Gemeindeversammlung nahmen total 1587 Stimmberechtigte teil. Die Gegner des Autobahnanschlußes hatten für ihre Initiative 4488 Unterschriften gesammelt.
18. Auf Initiative von Reto Weber wird im Alten Migros das Grenchner Kleintheater eröffnet.
— Die Grenchner Radsportlerinnen Brigitte Eichenberger und Ruth Christen belegen an der Weltmeisterschaft im Zweier-Kunstradfahren in Gent den 4. Rang.
— Bei dem von der Kulturkommission ausgeschriebenen Literaturwettbewerb unter der Grenchner Bevölkerung wurden Walter Emch mit dem 1. Preis, Roland Siegrist mit dem 2. Preis, Frau Alda Galeazzi, Frau Brigitte Stettler, Frau Jeanine Schild und Paul G. Meister je mit dem 3. Preis ausgezeichnet.
26. Stadtammann Eduard Rothen wird wieder ehrenvoll in den Nationalrat gewählt. Die Parteien erzielen in Grenchen folgende Listenstimmen: SP 19047, FdP 14648, CVP 4983, POSO 3784, RML 236.



Der Mime Dusan Paritschek im neugegründeten Grenchner Kleintheater



Dr. h.c. Giuseppe Crivelli †



Bundesrat Willy Ritschard spricht zu den Grenchner Jungbürgern

29. Dem Grenchner Arzt PD Dr. Hans Bürgi wird für seine Forschungen auf dem Gebiet der Schilddrüsenerkrankungen die goldene Medaille der Stiftung Dr. Max Cloëtta zugesprochen.

November

5. Das Restaurant Schwyzerhüsli an der Kirchstraße wird nach langjähriger Schließung umgebaut wiedereröffnet.

— Der Künstler Peter Wullimann wurde in Lausanne mit dem Preis Alice Bailly ausgezeichnet.

— Der Grenchner Uhrentechniker Karl Adler stellt seine Erfindung einer preisgünstigen, elektronischen Uhr vor, die große Hoffnung der von der Rezession schwer betroffenen Uhrenindustrie.

— Dem Grenchner Zeichner Robert Schüll wird vom Regierungsrat ein kantonaler Werkpreis pro 1975 zugesprochen.

— Der Grenchner Jurist Prof. Dr. Walter R. Schluep erhielt den Ruf auf den Lehrstuhl für Schweizerisches und Europäisches Privat- und Wirtschaftsrecht an der Universität Zürich.

18. Prälat Dr. h.c. Giuseppe Crivelli, 1941—1953 Direktor der Schweizerischen Caritaszentrale, 1954—1968 Direktor des Kinderheims St. Josef, Ehrendoktor der Universität Freiburg im Breisgau, starb 75jährig in Grenchen.

25. Der schnelle Einsatz der Feuerwehr rettet beim Brand an der Bielstraße 9 elf Menschenleben.

24. Direktor Paul L. Glocker tritt nach 20 Jahren als Leiter des Parktheaters zurück. Neuer Präsident der Genossenschaft Konzert- und Theatersaal wurde Direktor Walter Uebelhart.

29. Oberschwester Hanni Wegmüller nimmt nach 22 Jahren Dienst zum Wohle der kranken Mitmenschen, Abschied vom Spital.



Die internationale Jury des Grenchner Musikpreises 75

Dezember

7. Im Parktheater wird der «Musikpreis Grenchen 1975» der Feldmusik Sarnen zugesprochen.

— Bei einer Stimmbeteiligung von 28 % stimmen die Grenchner in der eidg. Volksabstimmung dem Bundesbeschluß über die Niederlassungsfreiheit mit 2395 Ja gegen 825 Nein zu, ebenfalls dem Wasserartikel, mit 2504 Ja gegen 702 Nein, verwerfen aber, entgegen dem eidg. Gesamtresultat, das Gesetz über die Landwirtschaftszölle mit 1022 Ja gegen 2182 Nein. Bei den kantonalen Vorlagen wird die Initiative auf Teilrevision der Steuern mit 1312 Ja gegen 1892 Nein abgelehnt.

12. Bundesrat Willi Ritschard spricht in Grenchen zu den Jungbürgern und diskutiert mit ihnen.

15. Im Schulhaus Eichholz wird die erste Grenchner Schulhausbibliothek eröffnet.

— Die Kunstmappe zum Thema «Geister» erscheint, mit Grafiken von Marcel Niederhauser und Peter Wullimann. Text von Rainer W. Walter.

18. Die ASSA stellt einen neuen Uhrenkaliber vor, mit dem die Stellung der konventionellen Uhr konsolidiert werden soll.

20. Das umgebaute Kaufhaus Innovation wird eröffnet.

31. Grenchen hat 19365 Einwohner, 738 weniger als zu Beginn des Jahres. 477 Wohnungen stehen leer. 360 Ganzarbeitslose in der Stadt Grenchen und etwa 5000 Arbeiterinnen und Arbeiter mit Teilarbeitszeit in der Region Grenchen-Bettlach-Selzach sind die Opfer der Rezession.

Inhaltsübersicht

Das aktuelle Stadtbild	3
Jura-Sternwarte Grenchen	4
Original-Holzschnitt von F. Kaus	7
Ferdinand Kaus — der Maler mit dem Schalk im Knopfloch	9
Hans Schelker, Storchenvater in Staad	17
Der Rastplatz	20
Späte Rache	24
«Biel 76 Bienne»	27
Aus den Sammlungen der Museumsgesellschaft	30
Wenn die Sonne heizt	32
Neu in der Kunstsammlung	37
Der Retter von Vöcklabruck	40
Radfahren als Kunst — oder zwei Mädchen auf dem Kunstfahrrad	45
Die Gestaltung der Freizeit beginnt in der Schule	48
Die Farner Werke — ein Grenchner Pionierunternehmen	56
Jahreschronik	63

Impressum

Die Fotos stammen von:	Peter Zurschmiede Kurt Wolf Dr. Hans Kaufmann Rainer W. Walter Theodor Buser Gerhard Klaus Foto-Studio Heri Foto-Weissbrodt Archiv Grenchner Tagblatt Archiv Farner Werke Stadtarchiv
Gestaltung:	Kurt Marti
Herstellung:	A. Niederhäuser AG